Der Stern

Heft 51 • 5. Jahrgang • 21. Dezember 1952 • Verlagsort Hamburg

DIE GROSSE ILLUSTRIERTE

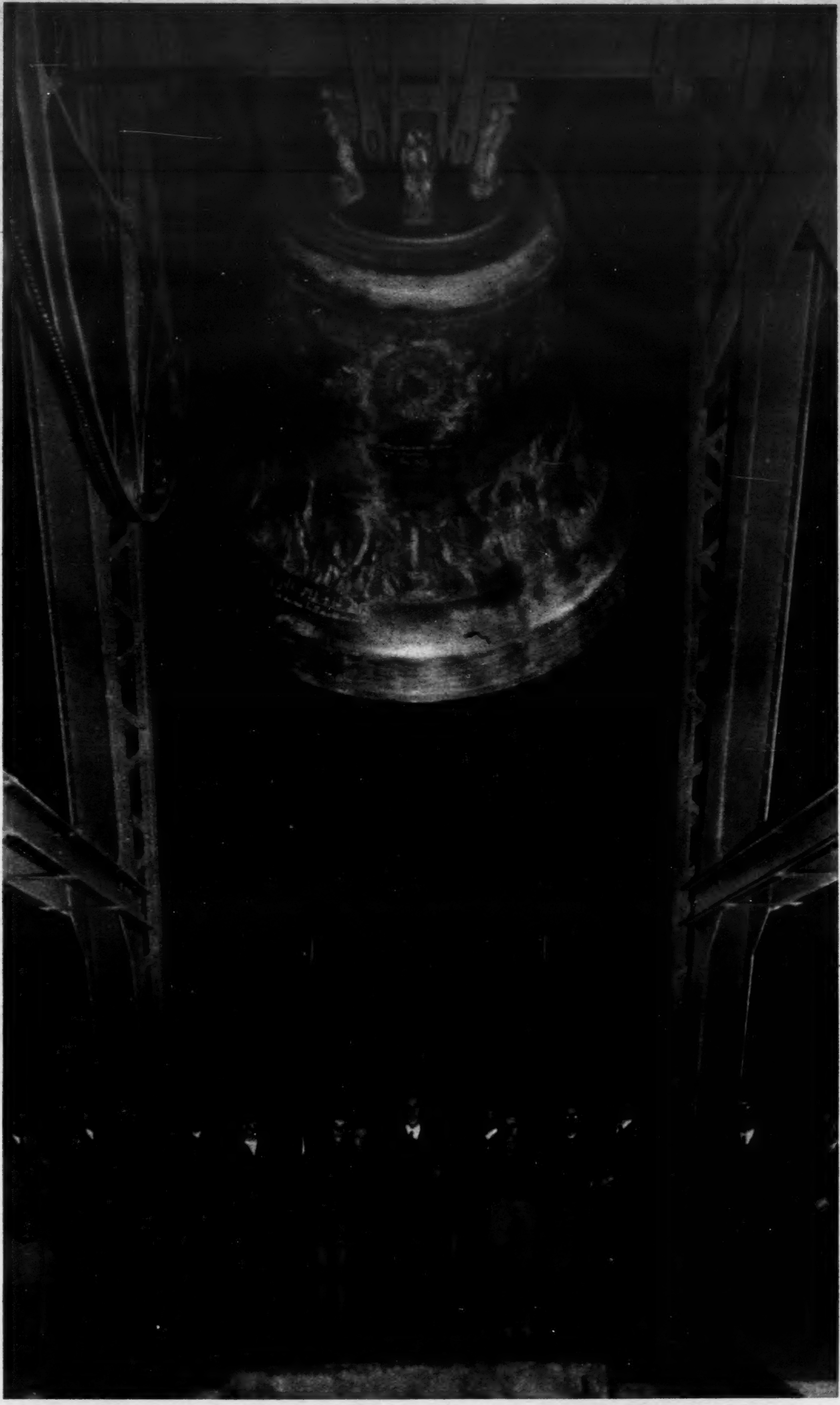
50 PF

In diesem Heft:

Feuersbrunst in Eis und Schnee

Nun wird alles wieder gut

Die Geschichte dieses dramatischen Wiedersehens lesen Sie auf der nächsten Seite



DEN DEUTSCHEN SOLDATEN *zum Gedächtnis läutet die Glocke auf dem Kriegerfriedhof von Rovereto am Heiligen Abend. Nur wenige Angehörige von gefallenen deutschen Soldaten werden in Italien dabei sein können, aber das Läuten der Glocke wird von allen deutschen Rundfunksendern übertragen.* FOTO: KALLMORGEN

Nun wird alles wieder gut

Die 20 Jahre alte Frau, die diese Worte mit seligem Lächeln flüstert, ist sich nicht bewußt, daß sie eben in ihrer Muttersprache gesprochen hat und daß der Mann, der sie liebevoll in seine Arme schließt, gar nicht deutsch versteht. Margret van Bibber hieß vor einem Jahr noch Margret Wachholz. Sie war als deutsche Studentin nach Amerika eingeladen worden. Bei einer Party lernte sie den Kaufmann Thomas van Bibber aus St. Louis kennen. Der junge Mann sprach kein Wort deutsch, und mit Margrets Englisch war es auch nicht weit her — aber was sich die beiden zu sagen hatten, stand ohnehin nicht im Wörterbuch. Kurzum: Thomas stellte die entscheidende Frage, und Margret sagte freudig Ja. Ein paar Monate später zogen Mr. und Mrs. Thomas van Bibber in die hübsche Zweizimmerwohnung in St. Louis. Eine alltägliche Geschichte, aber was nun geschah, ist gar nicht mehr alltäglich. Thomas van Bibbers Freund, Lawrence Keil, wurde ermordet, am gleichen Abend, als die Bibbers bei ihm zu Gast waren. Alles sprach gegen Margret, zumal die Polizei in Keils Tagebuch las, daß er die Frau seines Freundes leidenschaftlich liebte. Margret stand vor Gericht. Da faßte die Polizei den wahren Täter. Die junge Frau kam noch rechtzeitig zurück, um zu Haus den Weihnachtsbaum zu schmücken. Foto: UP

IM VORWÄRTSGANG AUFS RATHAUS — *im Rückwärtsgang zurück zum Platz vor der Marienkarche in Osnabrück braust Kapitän Leonardo Bossle. Bei einem Tempo von 30 km in der Stunde turnt sein Untermann am schwankenden Trapez vor dem Gebäude, in dem einst der 30jährige Krieg beendet wurde.* FOTO: KEYSTONE

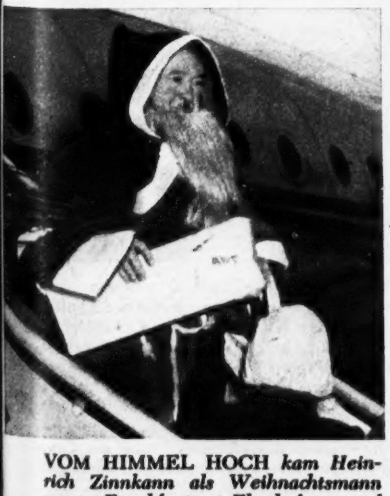
PROFIL

AMERIKA, DU HAST ES GRÖSSER — *auch die Christbäume, die alljährlich in den ersten Dezembertagen im New Yorker Rockefeller Center aufgestellt werden. Dese Tanne, der nur mit einem Kran beizukommen ist, ragt 26 Meter hoch empor. 5600 elektrische Kerzen werden auf ihre Äste gehängt. Vor 100 Jahren, als die Tanne ein Bäumchen war, schlichen noch Rothäute mit ihrem Kriegsbeil durch die Jagdgründe an den Hängen der Rocky Mountains.*

ZURÜCK ZUM TATORT *wurden die Bankräuber Maiss (links) und Maikranz geschafft. Die beiden hatten im August in Frankfurt-Bockenheim zwei Bankbeamte totgeschossen und einen dritten schwer verletzt. Die Beute war gering, da sie in ihrer Aufregung erst ihren eigenen Komplicen angeschossen hatten und danach eine Aktentasche mit Banknoten liegen ließen. In Besançon in Frankreich wurden die beiden aufgegriffen. Maiss hatte den Mordschützen Maikranz an die Polizei verpfiffen (siehe STERN, Heft 36). Wegen unerlaubten Grenzübertrittes mußten sie zunächst ein paar Wochen im französischen Gefängnis absitzen, dann schob man sie im Grenzort Kehl nach Deutschland ab. Sie kamen mit Fußfesseln an, mit Handschellen fuhren sie im Wagen der deutschen Kripo weiter. Vor dem Frankfurter Landgericht werden sie sich wegen Raubmordes zu verantworten haben.* **FOTO: UP**

DER ZEIT

BISCHOF DIBELIUS *wurde ausgeladen. Er hätte bei der Eröffnung der IV. Union-Friedenskonferenz in Moskau neben dem Patriarchen Alexej (links) Beifall klatschen sollen; aber Alexej entschuldigte sich mit Krankheit, und Bischof Dibelius konnte nicht die Briefe der Angehörigen deutscher Kriegsgefangener persönlich in Moskau abliefern. Dabei ist Alexej kerngesund.* **FOTO: UP**



VOM HIMMEL HOCH *kam Heinrich Zinnkann als Weihnachtsmann zum Frankfurter Flughafen und brachte den Kindern Zuckerzeug und Nüsse. Die Rute nahm er wieder mit. Vorsorglich. Innenminister Zinnkann ist Herr der Polizei in Hessen.* **FOTO: UP**

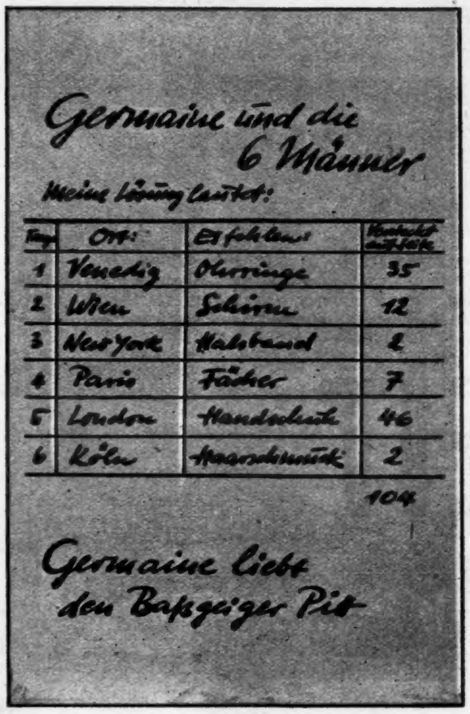
MIT „CARAMBA" *als Siegesgruß und mexikanischen Sombreros auf den Köpfen betraten der Gewinner der „Panamericana Mexiko", Karl Kling, samt Gattin wieder deutschen Boden. Das Flugzeug legte für die beiden extra eine Zwischenlandung in Stuttgart ein.* **FOTO: AP**

DIE DRITTE WEIHNACHT *muß Frau Mary Ann Huff aus Van Nuys in USA in der Eisernen Lunge verbringen. Sie ist gelähmt, nur den Kopf kann sie bewegen. Durch ein Spezialtelephon, das sie mit den Zähnen bedienen kann, leitet sie ihren Haushalt. Telephonisch übermittelt sie dem Weihnachtsmann den Wunschzettel ihrer beiden Jungen, die sie am Heiligen Abend besuchen dürfen.*

Das Glück kam kurz vor Heiligabend

Wir besuchten die ersten drei Gewinner unseres großen STERN-Preisausschreibens „Germaine und die 6 Männer" — Unsere Meinung: Fortuna tat einen guten Griff

Ehrlich gesagt: Für uns von der STERN-Redaktion war es eine sehr große Freude, bei einigen unserer Leser ein bißchen Weihnachtsmann spielen und ihnen bündelweise das Geld auf den Tisch legen zu dürfen. Das ist kein Anflug von Rührseligkeit! Aber da machen wir nun seit mehr als vier Jahren jede Woche einen neuen STERN, jagen hinter den Ereignissen her, um das Neueste und Interessanteste für unsere Leser festzuhalten — und dann auf einmal, mitten in der Hast und Nervosität, merken wir, daß jeder von uns derjenige sein möchte, der diese ganz einfache Reportage macht: die Reportage über die Freude und das Glück dreier junger Menschen, die Fortuna, unter irdischer Assistenz des Hamburger Notars Dr. Harm, diesmal unter den Einsendern der richtigen Lösungen ausgewählt hat. Wir freuen uns von ganzem Herzen mit unseren Preisträgern, um so mehr als wir diesmal wissen, wie bitter nötig sie das Geld brauchen.



So sah die richtige Lösung des Preisausschreibens aus . . .

Die ersten sieben Gewinner

1. **Preis: 10 000 DM**
   Christel Johannsen, Flensburg-Mürwik, Maaskaserne
2. **Preis: 5000 DM**
   Dr. Rolf Matthaei, Bad Schwalbach, Kreiskrankenhaus
3. **Preis: 3000 DM**
   Lothar Heinecke, München-Großhadern, Altenastraße 10
4. **Preis: 2000 DM**
   Helmut Krüger, Berlin SO 36, Oranienstraße 202
5. **Preis: 1000 DM**
   Ingrid Tetzlaff, Walsrode, Sunderstraße 58
6. **Preis: 500 DM**
   Helmut Schmitz, Aachen, Lütticher Straße 501
7. **Preis: 200 DM**
   Heinz Noormann, Wilhelmshaven, Störtebeckerstraße 18

. . . und so hat die Glücksgöttin sich nun entschieden

DER 1. PREIS, *10 000 Deutsche Mark, fiel an die 15 Jahre alte Christel Johannsen in Flensburg, die wir gerade in der Schule beim Kuchenbacken überraschten. Der freundliche und beleibte Direktor Dirks ließ es sich nicht nehmen, der Chrstel die 200 Fünfzigmark-Scheine in die Hand zu drücken. „Das ist ein Scherz", lachte Christel und schob das viele Geld beiseite. Aber als wir sie dann fotografierten und als ihre Freundinnen sie bestürmten, merkte sie, daß es Ernst ist mit dem Reichtum. Die vier Johannsens wohnen in einem einzigen Zimmer einer ehemaligen Kaserne, der Vater ist arbeitslos. „Ach, wievele Wünsche gehen jetzt bei uns in Erfüllung . . !" jubelte die Christel, und ihre Mama weinte ein bißchen. Als erstes will Chris tel in einem Waisenkinderheim ein Weihnachtsfest rüsten.*

DER 2. PREIS. *5000 Deutsche Mark werden der Grundstein für die Praxis des 33jährigen Assistenzarztes am Kreiskrankenhaus in Bad Schwalbach in Hessen, Dr. Rolf Matthaei aus Gotha, sein. Bisher hat er von seinem Gehalt nur 50 Mark im Monat beseite tun können, aber nun ist der Traum vom eigenen Sprechzimmer ganz nahe gerückt. Der Schornsteinfeger Steinheimer hat den Geldsegen gebracht. Der Doktor hat die 100 Fünfziger erst einmal auf die hohe Kante gelegt.*

DER 3. PREIS, *bare 3000 Mark, wurde von Germaine selbst überbracht. Lothar Heinecke kommt aus der Ostzone, ist 27 Jahre alt und studiert in München Volkswirtschaft. Um leben zu können, macht er Botengänge für eine chemische Reinigung, trägt Zeitungen aus und paßt auf schreiende Babies auf. Und nun auf einmal 3000 Mark unter dem Weihnachtsbaum — das ist schon eine Überraschung! Seine schüchterne Frage an Germaine: Können Sie nicht auch gleich hier bleiben?*

Die Namen der übrigen 993 Preisträger können wir infolge des Druckerstreiks erst im nächsten Heft veröffentlichen

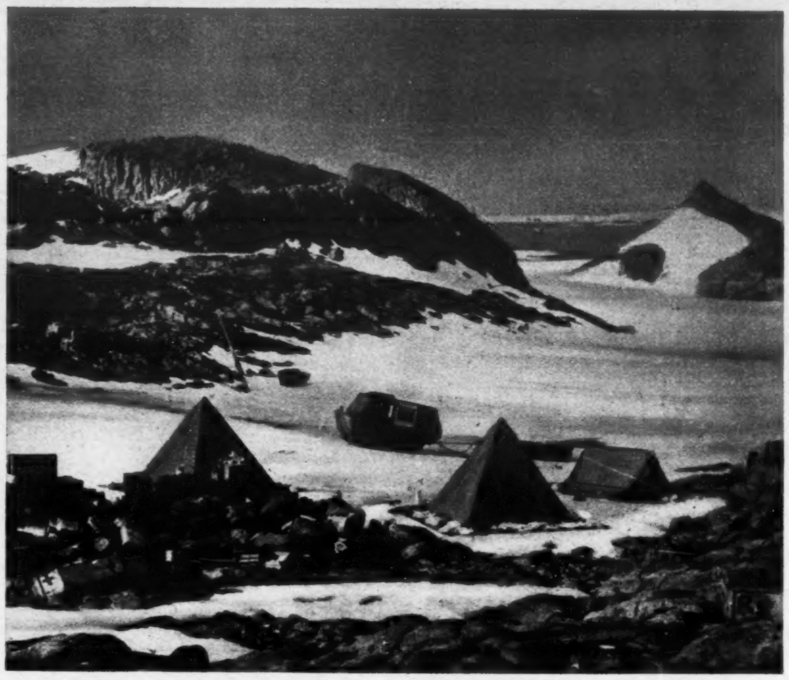
FEUERSBRUNST IN EIS UND SCHNEE

EIN BLIZZARD KÜNDIGT SICH AN, *der Himmel hat die gefürchteten weißen Fahnen aufgesteckt. Jetzt ist jede Minute kostbar. Die Forscher der französischen Südpol-Expedition „Emile Victor", die die Geheimnisse der Antarktis enträtseln wollen, verankern schnell ihr „Wiesel", ein polarsicheres Raupenkettenfahrzeug. Dann schließen sie sich ein und verstopfen alle Fugen, denn der mörderische Schneesturm, der 200 Stundenkilometer erreichen kann, findet jeden Spalt. Der Motor läuft auf hohen Touren weiter, damit er nicht einfriert. Und während der Schnee über die Eiswüste gefegt wird, mischt sich in das Motorbrummen Radiomusik aus Paris.*

In zwei Jahren entbehrungsvoller Arbeit inmitten der Eiswüste von Adélie-Land errichtete die französische Südpolexpedition „Emile Victor" der internationalen Wissenschaft einen Stützpunkt in der Antarktis. Wo der 140. Längengrad den Südlichen Polarkreis schneidet, entstand das Lager Port Martin, von dessen Forschungsergebnissen die ganze Welt profitiert. Da ergreift eines Nachts der Blizzard, der mit 120 Stundenkilometern über die weiße Einöde rast, einen Funken aus einem Ofen, und im Handumdrehen ist alles Schutt und Asche. Der STERN bringt als erste illustrierte Fotos vom Aufbau und Untergang in Port Martin.

DAS ENDE VON PORT MARTIN. *Mitten in der Nacht packte der Sturm einen Funken, der aus dem Kamin stob, und setzte die Werkstatt in Flammen. Das Feuer griff auf die anderen hölzernen Gebäude über, und in weniger als einer Stunde war der Stützpunkt in der Antarktis, den dieS üdpol-Expedition in zwei Jahren mühevoller Arbeit aufgebaut hatte, Schutt und Asche. Die Männer retteten nur das, was ihnen am wichtigsten war: die wertvollsten Instrumente und die Aufzeichnungen ihrer Forschungsergebnisse.*

DIE TRÜMMER *von Port Martin werden nach allen brauchbaren Resten eifrig abgesucht.*



NUR SIEBEN MÄNNER *blieben in der Antarktis zurück. Sie bauten sich auf einer Halbinsel ein provisorisches Lager und führen dort die Forschungsarbeiten weiter.*

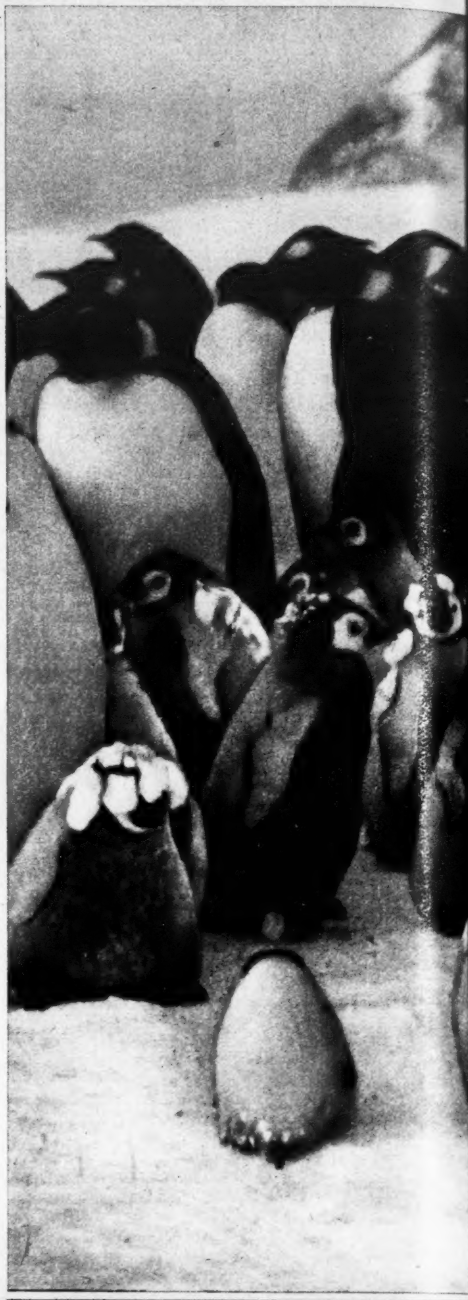
FEUERSBRUNST IN EIS UND SCHNEE

Der Blizzard fegt über das Eisplateau von Adélie-Land und zieht silberne Fahnen aus Schnee durch die Nacht. Der Windmesser zeigt 120 Stundenkilometer an. Auf seinem Feldbett liegt Ingenieur Jean Dubois und liest in einem halbzerfetzten Magazin aus dem Vorjahr. Neben ihm schlafen seine Kameraden. Unruhig wälzen sie sich hin und her: zwölf Monate Polarleben haben ihre Nerven zum Zerreißen gespannt. Plötzlich verlöschen die beiden Kontroll-Lichter. Dubois tastet in der Dunkelheit nach der Taschenlampe. „Ist wohl wieder mal einer der Dieselmotoren ausgefallen . . ." Ächzend kriecht der Ingenieur in die schweren Pelze. Aus dem Holzgang, der die Wohnbaracke mit der Werkstatt verbindet und den die Männer von Port Martin in Erinnerung an Paris „die Metro" nennen, quillt beizender Rauch. In wahnsinniger Angst rennt Dubois los. Der Rauch wird immer dichter und treibt ihm Tränen aus den Augen, Tränen, die sofort in den Bartstoppel festfrieren. Gleich darauf schlägt ihm ein Glutwind entgegen, und grellroter Feuerschein gibt ihm die Gewißheit: die Werkstatt brennt. Von dem Alarm hochgetrieben stürzen die Männer an die Feuerlöscher. Einer ergreift die wassergefüllte Waschmaschine. Aber es ist unmöglich, mit den großen Geräten gegen den Sturm anzukommen. Da machen sich die Männer daran, den Holzgang einzureißen, um wenigstens die Wohnbaracke zu retten. Umsonst. Der Wind trägt das Feuer hinüber. Und auch die anderen Gebäude, die Laboratorien und die Wetterstation, gehen nacheinander in Flammen auf. Immerhin, das Wertvollste kann gerettet werden: die wichtigsten Instrumente und die wissenschaftlichen Aufzeichnungen. Eine Stunde, nachdem Dubois Alarm geschlagen hat, ist von der Station Port Partin nichts mehr übrig als eine fünf Quadratmeter große Schutzhütte, die — Gott sei Dank — rechtzeitig mit Lebensmitteln, Brennmaterial und einem kleinen Kurzwellensender ausgerüstet wurde.

In der Nähe, in einer Bucht, liegt das norwegische Schiff „Tottan" vor Anker, das aus Frankreich die Ablösungsmannschaft für Port Martin gebracht hat. Aber von der „Tottan" aus mußte man der Katastrophe untätig zusehen, weil man bei dem Sturm keine Landeboote aussetzen konnte.

Da stehen nun, völlig verloren, siebzehn Menschen — größtenteils Männer der Wissenschaft — auf der Asche von Port Martin in Adélie-Land, tausende Kilometer von jeder Zivilisation entfernt. Sie sind damals mit der Südpolexpedition des Forschers Emile Victor gekommen und haben vor einem Jahr das erste französische Südpol-Team abgelöst. Ein Jahr lang lebten sie in ihren Holzhütten auf der unendlich erscheinenden Eiswüste. Und in dieser Zeit wehte an 360 Tagen der Polarwind. Meerleoparden, Riesenpetrelen, Pinguine, Skuas und anderes Getier leistete ihnen Gesellschaft. Monat für Monat

ER TRAT DEM KAISER ZU NAHE. *Der Polarhund Teddy, das Leittier eines Schlittengespanns, ist neugierig gewesen und hat einen der drolligen jungen Kaiserpinguine beschnüffelt. Obwohl er dabei gar nichts Böses im Schilde führte, war das sonst so gutmütige Muttertier verärgert und hat dem Hund unversehens einen gewaltigen Schnabelhieb versetzt. Unter der Assistenz eines Chemikers und eines Meteorologen operiert Expeditionsarzt Dr. Cendron den verwundeten Hund, der durch eine Spritze betäubt worden ist.*



ZUM ERSTENMAL FOTOGRAFIERT: *eine Kolonie von Kaiser-Manchots, riesigen Pinguinen über deren Lebensgewohnheiten man bisher in den Lehrbüchern nichts erfahren konnte. Mit ihren mannshohen Körpern bilden die ausgewachsenen Tiere einen dichten lebendigen Wall um ihre Jungen, um sie vor dem eisigen Wind zu schützen. Nur 15 Tage bleiben die Jungen im Schutz der Erwachsenen, dann machen sie sich selbständig (links). Sie lernen aus eigenem Instinkt Laufen und Schwimmen. Wenn ein Kaiser verfolgt wird, wirft er sich auf den Bauch und gleitet mit Hilfe seiner kurzen Flügel, einem Schlitten ähnlich, über Eis und Schnee. Die Kaiser ernähren sich ausschließlich von Meereskrebsen.*

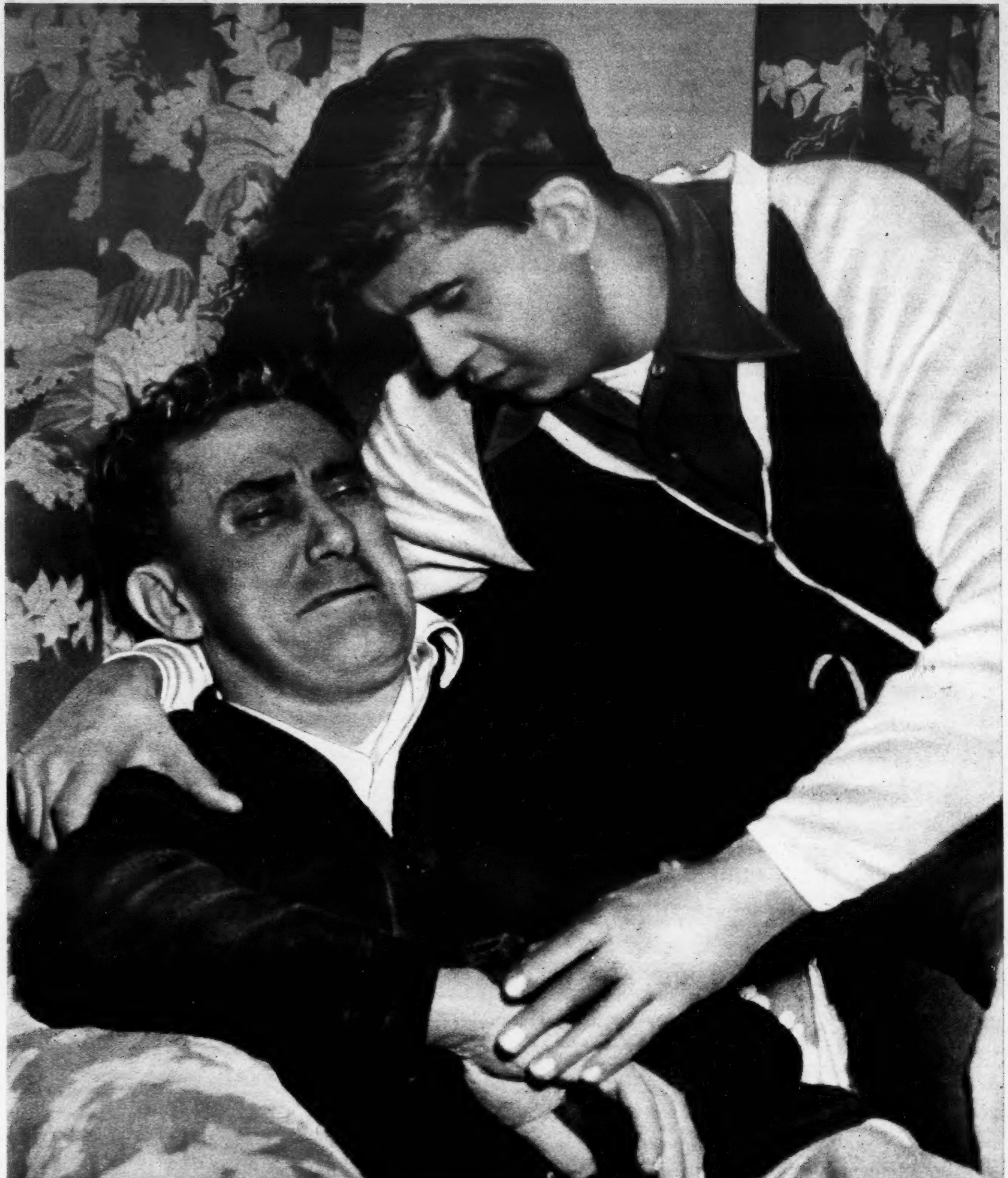
war der Mond das einzige Himmelslicht. Nur für ein paar Wochen schien die Sonne, das war der antarktische Sommer. Da schmolz der Schnee ein bißchen und ließ hier und da Felsränder erkennen, auf denen Flechten und Moose zu sprießen begannen. Aber bevor sie richtig grün wurden, deckte neuer Schnee wieder alles zu. — Dabei lebten die Siebzehn für antarktische Verhältnisse noch recht komfortabel. Sie hatten ihre gemütliche Wohnbaracke mit Kohlenofen, sie hatten Laboratorien, Büros, eine Funkstation und eine Werkstatt mit Dieselmotoren darin, die einen Strom von geradezu Pariser Qualität lieferten. Nicht zu vergessen ein Magazin, in dem Konserven und Trockengemüse lagerten, und so viel konzentrierter Wein, daß er täglich zu zwei Mahlzeiten gereicht werden konnte. Wer Hunger auf Frischfleisch hatte, mußte allerdings auf Jagd gehen.

An die Kälte hat man sich mit der Zeit gewöhnt: Das Thermometer steigt nie über Null, fällt aber oft auf minus 40 Grad und noch tiefer.

Nur der verfluchte Wind! Wenn er sich zum Blizzard steigert, ist die Atmosphäre in wenigen Sekunden so von Schnee gesättigt, daß man schon auf ein paar Meter Entfernung nichts mehr sehen kann. Dann werden die einfachsten Handlungen zu Heldentaten. Einmal wäre Schwarz, ein Elsässer, bei so einer Gelegenheit beinahe draufgegangen. Er war mit Geräten bepackt und wurde 300 Meter vom Lager durch den Sturm überrumpelt. Nach drei Stunden erst kam er mit erfrorenem Gesicht und erfrorenen Händen in der Baracke an. Noch jetzt kann er seine Finger
(FORTSETZUNG AUF SEITE 30)

DAS GESICHT DER WELT *verändern diese Männer von der Antarktis aus. So manche wissenschaftliche These, die als endgültig galt, stießen sie um. Gerade diskutieren die Franzosen den phantastischen Plan, die Antarktis zu einem Kühlhaus zu machen, in dem alle verderblichen Produkte, die keinen schnellen Absatz finden, gelagert werden können.*

SELTENE BEUTE: *ein Meerleopard. Die mit großen, scharfen Fangzähnen ausgestattete Seehundart hat ihren Namen wegen ihres gelben, mit vielen schwarzen Punkten besäten Fells.*



Es spuk

In der Brandlbergerstraße 182 in Regensburg ist seit zwei Monaten der Teufel los. Da fliegen Schlüssel aus dem Loch, und Geister klopfen, trommeln, zirpen solo und im Chor und kratzen mit unsichtbaren Rasiermessern den Kindern auf dem Arm herum. Es ist einfach haarsträubend. Und Birko, dem Cocker-Spaniel, sträuben sich auch jedesmal die Haare, wenn's losgeht. Gewissermaßen als „Vorwarnung". Dabei sind Giesemanns ganz nüchterne Leute. Der Mann ist Diplom-Ingenieur und alles andere als ein Spiritist. — „Nein, die spinnen gewiß nicht", sagen die Nachbarn. Und Wissenschaftler kommen und erleben in vielstündigen Beobachtungen die seltsamen Phänomene mit. — Der Spott der Zweifler verstummt. „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde . . ." Ist es Teufelsspuk? Theologieprofessoren, Mediziner und Kriminalisten schütteln über die Frage ängstlicher Gemüter lächelnd und nachdenklich die Köpfe. Es sind echte Spukerscheinungen, die vielleicht durch medial veranlagte Mitglieder der Familie unbewußt ausgelöst werden. Der Ingenieur bestreitet das heftig: Seine Familie ist gesund. Doch auch er weiß keine Erklärung, nur fühlt er in sich immer wieder die seltsame Kraft, die Geistererscheinungen zu zitieren. Unsichtbare Ströme gehen dann durch den Raum, und schon verlöschen die Glühlampen, Türriegel schnappen zu, und Wasser spritzt über die Wände. Einem jungen Mechanikerlehrling, der schnoddrig und lachend ins Haus kommt, um Wasserleitungsrohre zu richten, fliegen im Moment, als er zugreifen will, die Werkzeuge davon. — So steigen aus dem dunklen Reservoir des Unbewußten Kräfte auf und materialisieren sich im unheimlichen Spukhaus am Regensburger Stadtrand.

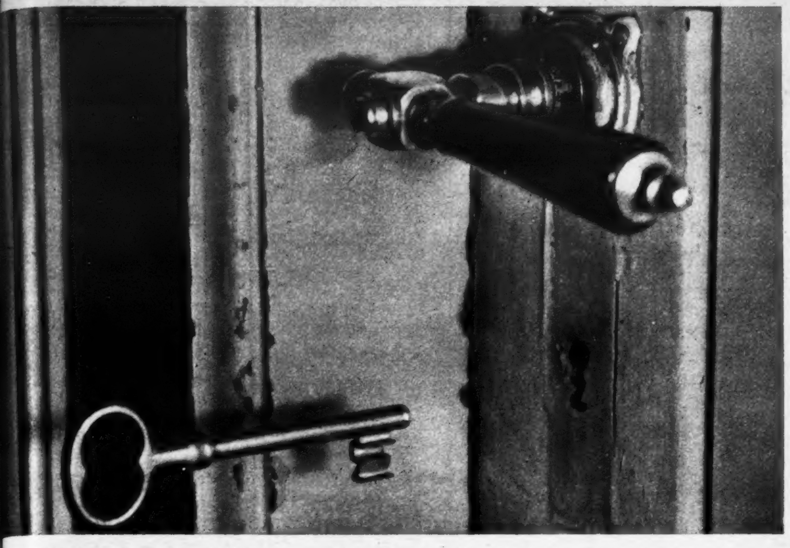
BIRKO FÄNGT ZU WINSELN AN, *wenn der „Geist" sein Unwesen beginnt. Herr und Frau Giesemann haben diesen seltsamen „Voralarm" schon oft miterlebt.*

Herrgott, es kann doch nicht wahr sein

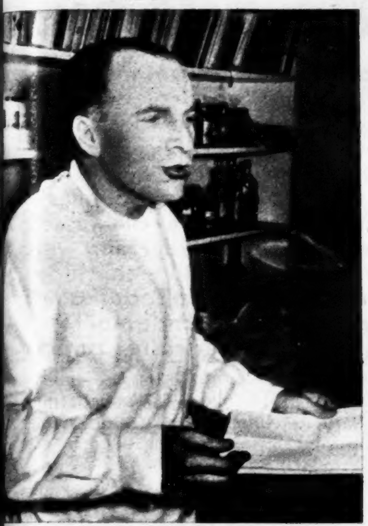
Das waren die letzten Worte, die Aladdin Audette weinend hervorbrachte, ehe er in den Armen seines Sohnes, von Gram und Schmerz überwältigt, das Bewußtsein verlor. Wie jeden Freitag Morgen ging der 47 Jahre alte Aladdin Audette aus Fall River im amerikanischen Staat Massachusetts nach Ende der Nachtschicht auf einen Sprung zu seiner Tochter Dolores hinauf, die mit ihrem Mann in der Neubausiedlung vor der Stadt wohnt. Wie jeden Freitag holte er mit verschmitztem Gesicht an der Tür ein Spielzeug aus der Tasche — aber diesmal kam nicht sein kleiner Enkel fröhlich angetrippelt, Dolores flog dem Vater nicht stürmisch um den Hals; Dolores lehnte leichenblaß am Fenster, und neben ihr stand Daniel, Vater Audette ältester Sohn, der in der gleichen Spinnerei arbeitet wie er. Mit weit aufgerissenen Augen blickten sie den Vater an. Und dann sagten sie es: Die Mutter und die acht Geschwister sind tot. Ein glimmendes Stück Kohle mußte in der Nacht aus dem Küchenherd herausgerutscht sein und hatte den Fußboden in Brand gesetzt. Als die Nachbarn das Feuer bemerkten, war es für jede Hilfe zu spät. Ein paar Mutige drangen mit Leitern von außen in das über der Küche gelegene Schlafzimmer ein, aber Mutter Audette und die acht Kinder waren bereits erstickt. — Das alles hörte der Vater nicht mehr. Er war zusammengebrochen, schon nach den ersten Worten. Als er dann mit Dolores und Daniel vor den neun Särgen in der kleinen Kapelle stand, da sahen die vielen Trauergäste, die ihn seit Jahren kennen, daß er schneeweiße Haare hatte.

NEUN SÄRGE STEHEN IN FALL RIVER. *In der Mitte ist Mutter Mary Audette aufgebahrt, ihr zur Seite schlafen acht ihrer zehn Kinder. Den Vater und die beiden Ältesten ließ der Tod in Fal River zurück.* FOTOS: AP

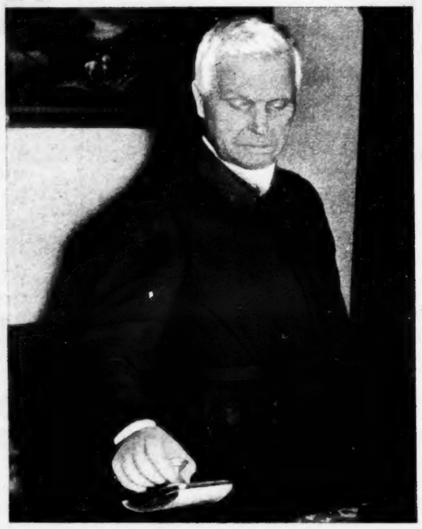
k bei Giesemanns



SO FLIEGT DER SCHLÜSSEL *aus dem Loch in dem Haus des Ingenieurs Giesemann. Und Mechanikern, die hier Wasserrohre flicken wollen, fliegen die Werkzeuge davon. Dabei ist das Haus kein altes Schloß mit obligatem Gespenst, sondern funkelnagelneu.*



„WIR WISSEN NICHTS — *die letzte Erklärung aller dieser kuriosen Phänomene fehlt uns. Aber die Erscheinungen sind alles andere als Schwindel und Betrug", sagt Dr. med. Matzke aus Regensburg. — Juristen, Theologen, Kriminalbeamte und Ärzte sind ratlos.*



„VOM TEUFEL? — *oh, nein, es gibt echte Spukphänomene", sagt der 70jährige Professor der Moraltheologie Dr. Waldmann, der sich seit über 30 Jahren mit Parapsychologie beschäftigt. Er und Dr. Matzke gehören der Untersuchungskommission an, die den Spukfall nüchtern zu klären bemüht ist.*

ÄNGSTLICH GEMIEDEN *bei Nacht, bei Tage von Neugierigen umlagert, liegt draußen am Stadtrand von Regensburg das Spukhaus des Ingenieurs Giesemann. Hier geht es um, sagen die Regensburger, und 51 Zeugen sind bereit, unter Eid über ihre Erlebnisse in diesem Haus auszusagen. Zwei scharfe Wachhunde schützen die Familie Giesemann vor allzu Zudringlichen.*

KISTENWEISE *wurden 60 Delfs-Häuser im Monat nach Übersee verladen. Als genügend drüben waren, ging Otto Delfs den gleichen Weg. In Australien produziert er weiter.*

DELFS NORDMARKHAUS *Typ K*

OTTO DELFS *ließ aus Australien grüßen.*

Otto steht für alles ein

Als der Landarbeiter Otto Delfs mit 20 Jahren die Scholle verließ, weil er sich im Baufach bessere Erträge versprach, hatte er nicht auf Sand gebaut. Sechs Jahre später war er Besitzer einer Holzhausfabrik in Albersdorf in Dithmarschen. 1949 brachte er sein „Delfshaus" zum Standardpreis von 10 000 DM auf den innerdeutschen Markt, und 1952 begann er nach Australien zu liefern. Drüben bereitete derweil sein Bruder mit 150 Auswanderern aus Albersdorf den Boden für eine zweite Fabrik. Einen Exportauftrag für 600 Holzhäuser im Werte von 6 Millionen DM konnte Otto nicht vorfinanzieren. Aber Privatbanken und eine Bürgschaft des Landes Schleswig-Holstein brachten den Australienhandel in Schwung. Otto schaffte, was er konnte, nach drüben. Als die Gläubiger Geld sehen wollten, setzte er sich ins australische Absatzgebiet ab. Eine Woche später stieg seine Frau mit vier Kindern in Frankfurt ins Flugzeug. Hamburg wäre näher gewesen, aber auffälliger. Zurück in Albersdorf blieben die leere Kasse, 2,7 Millionen DM Schulden und ein Schrank mit Ottos Anzügen. An jeden hatte er ein Zettelchen geheftet, auf dem geschrieben stand, welche Arbeiter die Anzüge nun auftragen dürften. Er ließ sie alle schön grüßen. Sie trösten sich mit seinem schriftlichen Versprechen, für alles einzustehen. Ihre Kündigung erhielten sie gleich nach seiner Abreise. — Ebenfalls schriftlich.

Was erwartet Ihre Frau von einem Geschenk? Daß es mit Liebe gewählt wird! Gewiß: wenn es zu einem Pelzmantel reicht, strahlt sie. Aber sie ist auch glücklich über ein weniger teures Präsent. Schenken Sie ihr Arwa! Einem Arwa in knisterndem Cellophan gehört ihre Liebe. Hier weiß sie: Mit Bedacht wurde gerade Arwa gekauft. Noch mehr: sie erkennt an der Wahl von Arwa den Grad der Liebe dessen, der schenkt. Und da eine Frau Strümpfe nie genug besitzt, hegt sie Sympathien für den, der ihre heimlichen Nöte erkennt. Schenken ist also keine Kunst, Schenken ist Sache des Herzens. Und Arwa schenken bedeutet, eine Frau ganz verstehen.

* *Wenn Sie die Schuhgröße wissen, läßt sich die richtige Strumpfgröße genau errechnen.*

* *Zu Schuhgröße 37: Strumpfgröße 8 1/2*
Schuhgröße 38: Strumpfgröße 9
Schuhgröße 39: Strumpfgröße 9 1/2
Schuhgröße 40: Strumpfgröße 10
Schuhgröße 41: Strumpfgröße 10 1/2

* *Arwa in einer geschmackvollen Geschenkpackung überreicht, macht Ihr Präsent noch kostbarer.*

* *Je zarter ein Arwa, desto inniger der Dank!*

ARWA

Wie aus einem b

Die kühnen Träume einer unbekannten Schauspielschülerin sind begraben. Kurz vor dem Zusammenbruch hat sich ihr noch eine Chance geboten: Die Ufa ist auf Hildegard Knef aufmerksam geworden. Aber die Russen sind da, bevor die Pläne verwirklicht werden können. Hildegard flieht aus dem Todeskampf Berlins und kehrt Ende Mai 1945 in die Trümmerwüste zurück.

Berlin ist eine Trümmerwüste. Hildegard irrt durch die Straßen. Sie ist hier so einsam, wie draußen in den Wäldern.

Als sie am 3. Juni auf der Grunewaldstraße den Arzt Walter Schaake trifft, ist sie vor Freude dem Heulen nahe. Er ist das erste Stück ihrer Welt, das wieder aus dem Chaos auftaucht. Der Doktor, selbst auf Kartoffelsuche, kann ihr zwar nicht helfen, aber er weiß, daß von den Freunden noch dieser oder jener da ist. Er hat auch die Adresse von Else Bongers. Und Else Bongers, die Hilde in Dahlem findet, sagt ihr, wo Viktor de Kowa wohnt. — „Geh hin, Viktor hilft dir bestimmt."

Einige Stunden später steht sie im Westend vor dem Haus Wacholderweg 27. Die Villa ist durch Artilleriebeschuß übel zugerichtet — aber es ist immerhin eine Villa. Da soll sie einfach hineingehen und sagen: Hier bin ich, nehmt mich auf! — Sie besitzt nicht einmal eine Zahnbürste, geschweige denn einen Pfennig Geld. Was wird de Kowa sagen, wenn sie einfach hereinplatzt? Sie kennt ihn ja nicht einmal richtig.

Auf ihr Klopfen und Rufen öffnet Victor de Kowa selbst. Er hat das Haus schon voller „Gäste". Im Keller, dem einzig bewohnbaren Teil, haben die Schauspieler Lüders und Schönböck ein Zimmer. Trotzdem findet sich auch für Hilde noch Platz. Der Hausherr läßt ihr gar keine Zeit zu Entschuldigungen: „Jetzt bleiben Sie erstmal vierzehn Tage hier, dann werden wir weitersehen."

Victor de Kowa „führt" immer noch ein „Haus". Einfach unwahrscheinlich und rätselhaft, wie er das noch fertigbekommt. Michi Tanaka, die kleine Japanerin, de Kowas Frau, denkt gar nicht daran, klein beizugeben vor diesen Zeitläuften. Wenn auch der Schönböck täglich aus der Nebenstraße das Wasser in Eimern heranschleppen muß und Günther Lüders in der Villa am Wacholderweg als Dachdecker engagiert ist und die zerfetzten Türen und Fensterrahmen zusammennagelt — abends 6 Uhr müssen sich die Herren Arbeiter die Hände waschen, und Michi kredenzt ihnen im „Salon" einen Cocktail. Im Garten haben sie eine ganze Menge Pullen eingebuddelt und holen nachts heimlich eine nach der anderen heraus. Solange der Vorrat reicht ...

Vier Wochen alten Dreck kann Hilde-

gard je
mal ba
Schönb
Wasser
schläft
in frisc
gar Pu
Nachtt
Lang
Leben.
Am
schippt
Victor
theater
wieder
geln si
sie wie
und N
Michi
Werne
ist vor
herübe
men.
Wohnu
(und a
Russen
stande
sie mi
an der
übt sic
Pfeifen
Wiede
Ohn
Kuliss
terbüh
neue I
ist ihr
des s
der W
Juni z
der d
ihre V
mache
gramm
Sechs'
Die
gard
blond
Stirn
Narbe
Tag
Hildeg
der
Brette
ein I
man
gerad
teln
kann.

Une d
die Par
begeis
auf der
reiteri
Peitsch
viers
Namen
glückt
Deutsc
der he
reichs

Ich bin keine Sünderin

nembekannten Berliner Mädchen ein Filmstar wurde

gard jetzt abspülen. Sie kann wieder einmal baden. Kann sich die Haare waschen. Schönböck hat für Hilde ein Übersoll an Wasserschleppen erfüllt. Zum erstenmal schläft sie wieder in einem richtigen Bett, in frischer, sauberer Bettwäsche, und sogar Puder und Lippenstift stehen auf dem Nachttisch. Daß es so etwas noch gibt?!

Langsam findet sich Hilde in das neue Leben.

Am Tag steht sie in der „Tribüne" und schippt — zusammen mit den anderen. Victor de Kowa hat das kleine Kammertheater „am Knie" zwischen den Ruinen wieder entdeckt. Nun hämmern und nageln sie sich ihr Podium zurecht, auf dem sie wieder spielen dürfen. Karl Schönböck und Nina Konsta, Victor de Kowa und Michi Tanaka, Günther Lüders und Ilse Werner — alle helfen mit. Die Werner ist vor ein paar Wochen von Grunewald herübergeradelt gekommen. Sie hat in ihrer Wohnung als „artista" (und als Holländerin) den Russeneinzug gut überstanden. Jetzt werkelt sie mit mit den anderen an der neuen Bühne und übt sich dabei munter im Pfeifen für ihren ersten Wiederauftritt.

Ohne Vorhang, ohne Kulissen, eine karge Bretterbühne, das ist ihre neue Plattform — aber es ist ihnen wie die Weihe des schönsten Theaters der Welt, als sie am 16. Juni zum erstenmal wieder droben stehen und ihre Verse sprechen. Sie machen ein Kabarettprogramm. „Heute abend um Sechs", lautet der Titel.

Die Ansage hat Hildegard Knef. Sie trägt ihr blondes Haar tief in die Stirn gekämmt, um ihre Narbe zu verstecken.

Tag für Tag steht Hil-Hildegard Knef nun in der „Tribüne" auf den Brettern. Sie arbeitet für ein Honorar, von dem man sich in jener Zeit gerade ein paar Schachteln Zigaretten kaufen kann. Ihre Aufgabe ist winzig, eigentlich ist sie ein besseres Nummerngirl. Aber sie feilt und formt an den wenigen Sätzen, die sie zu sagen hat und überlegt immer wieder neue Einfälle. Sie nimmt die Rolle so wichtig und ernst wie alles, was sie einmal angefangen hat.

Vom ersten Geld, das sie bekommt, mietet sie sich in Zehlendorf ein Zimmer. Sie will selbständig sein. Es war großartig von de Kowa und Michi Tanaka, sie nach der Rückkehr von der Flucht wie einen Findling aufzunehmen. Sie wäre ohne diese Hilfe vielleicht kaum auf die Beine gekommen. Aber jetzt denkt sie: ich muß allein meinen Weg weitergehen.

Da kommen die Rückschläge. Sie bekommt die Ruhr. Sie kann sich nicht pflegen, denn sie muß weiterarbeiten. Die Anfälle schütteln den schon durch die Flucht und schlechte Ernährung schwachen Körper. Es gibt kaum Medizin und keine Diätkost. Sie magert entsetzlich ab. Die Arbeit verlangt ihre letzte Energie. Es bedeutet eine Riesenanstrengung, noch zum Großvater nach Wilmersdorf hinauszufahren.

Es ist ein junger Sommertag, als sie sich auf den Weg macht. Großvaters Haus ist vom Krieg verschont geblieben, Hilde geht rascher; sie freut sich auf das erste Wiedersehen mit dem Opa. Er wird staunen über ihre Erlebnisse in diesen Monaten, und sicher wird er stolz sein, wenn er hört, wie sie sich durchgeschlagen hat.

In einem alten Rohrstuhl am Ende des Gartens vor dem Haus sitzt der Großvater. Schon ist Hilde bei ihm, wirft die Arme um seinen Hals, drückt den blonden Kopf fest an sein Gesicht. Doch der Großvater ist gar nicht überrascht, Hilde nach so langer Zeit wiederzusehen. Seine Augen sind matt und blicklos.

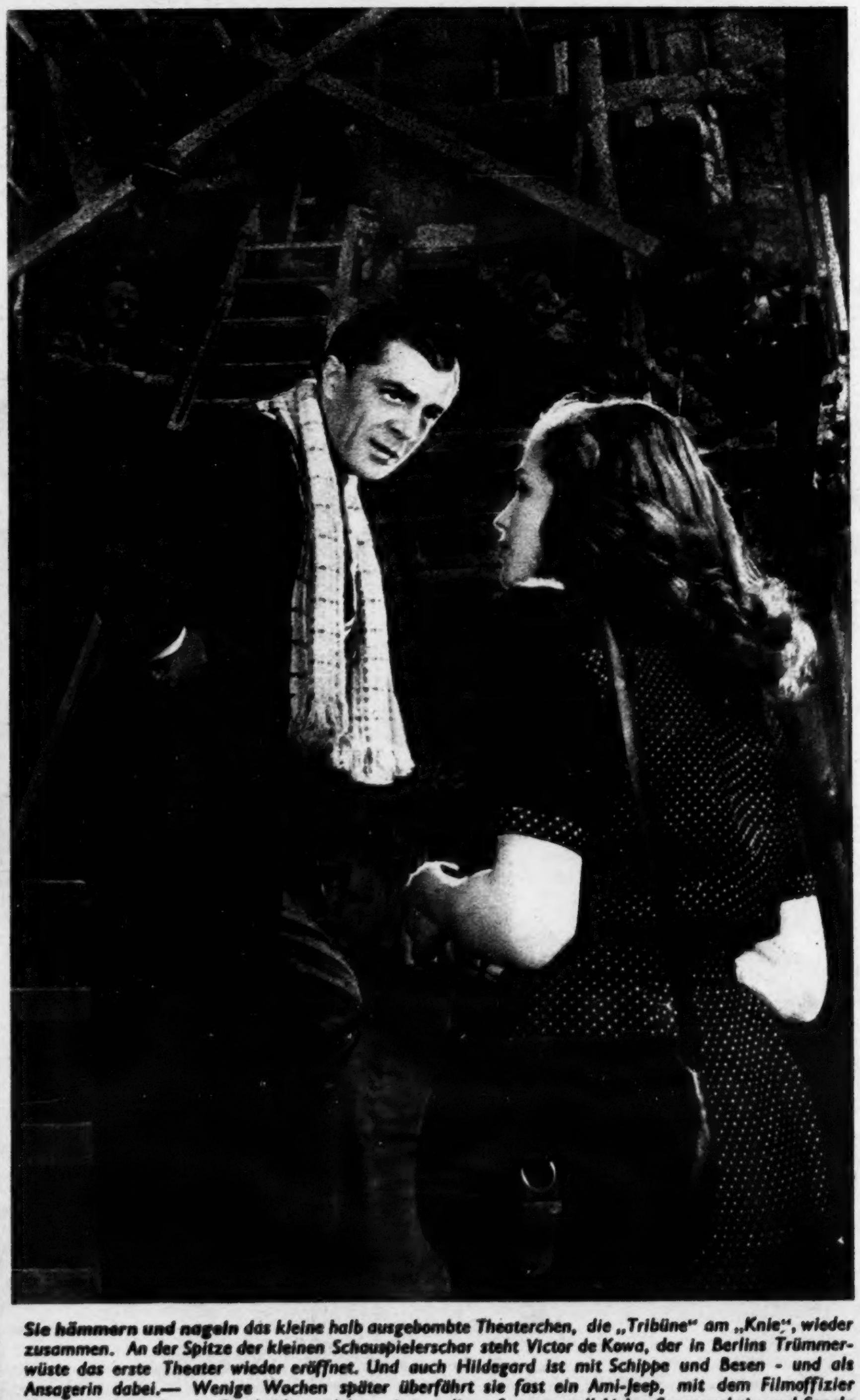
„Schön, daß du kommst, Kind", sagt er, als sei sie erst gestern dagewesen. Hilde will erklären, erzählen, fragen. Aber so sehr sie sich auch müht, sie kann den Großvater nicht erreichen. Er sitzt neben ihr, hört zu, antwortet, streichelt ihre Hände. Doch ist das nicht mehr der Großvater, der Kamerad ihrer Kindertage, der Vater der Schul- und Lernzeit, der Freund und Beschützer in den Mädchenjahren. Er erinnert sich an nichts mehr. Er spricht zu ihr wie aus einer anderen Welt. Hilde fröstelt. Als sie geht, beißt sie sich auf die Lippen, um nicht loszuheulen.

Deprimiert fährt Hilde von Wilmersdorf in die Stadt zurück. Wie ihr eigener Schatten kommt sie sich vor, als sie am Abend auf der Bühne steht. „Bin ich ein Automat?" fragt sie sich. „Warum gehe ich hier herum wie eine Käthe-Kruse-Puppe, die reden gelernt hat?"

Une deuxieme Marlene, sagen die Pariser zu Hildegard. Sie sind begeistert von der Nachfolgerin auf dem Marlenethron. Als Kunstreiterin im kessen Kostüm mit Peitsche bringt die Knef in Duviviers Lustspiel-Film "Henriettes Namenstag" alles in Trab. Beglückt erzählt sie, als sie nach Deutschland zurückkehrt, von der herrlichen Arbeit mit Frankreichs großem Regisseur.

Das Eis ist gebrochen – mit Hunger und viel Begeisterung hat sich Hildegard Knef durchgesetzt. Man schreibt das Jahr 1947. Über verschiedene Bühnenrollen ist sie zum Film vorgestoßen. In der Trümmerwüste Berlins wird wieder gearbeitet – auch in der Filmbranche. Die tödliche Lethargie ist überwunden, das Leben hat wieder Sinn und Zweck. Die Schauspielerin Hildegard Knef steht am Anfang der Karriere, von der die Elevin (Bild links) einst geträumt hat. Daß man mit Träumen allerdings nicht weiter kommt, hat die Knef in den harten Nachkriegsjahren gelernt. Sie hat verdammt wach sein müssen

Beim ersten deutschen Nachkriegsfilm *ist Hildegard mit dabei. In Staudtes „Die Mörder sind unter uns" spielt sie die Hauptrolle. Am 15. Oktober 1946 ist Uraufführung. Das Publikum ist erschüttert: ein deprimierendes Thema, ein großer Regisseur, eine gute schauspielerische Leistung*



Sie hämmern und nageln *das kleine halb ausgebombte Theaterchen, die „Tribüne" am „Knie", wieder zusammen. An der Spitze der kleinen Schauspielerschar steht Victor de Kowa, der in Berlins Trümmerwüste das erste Theater wieder eröffnet. Und auch Hildegard ist mit Schippe und Besen – und als Ansagerin dabei.— Wenige Wochen später überfährt sie fast ein Ami-Jeep, mit dem Filmoffizier Kurt Hirsch am Steuer. Die beiden erleben einen seligen Sommer voll Liebe, Sonnenschein und Segeln draußen auf den Havelseen (links). Bis neue Aufgaben sie wieder in die Wirklichkeit zurückreißen*

(FORTSETZUNG VON SEITE 11)

Dazu meldet sich die Ruhr wieder mit bösartigen Anfällen! „Ich kann nicht mehr, ich will nicht mehr", stöhnte sie, aber trotzdem schleppt sie sich bei ihrem Stichwort jedesmal gehorsam auf die Bühne. Sie gibt sich verzweifelt Mühe, zu verbergen, wie es in ihr aussieht. Weder die Kollegen noch das Publikum sollen von ihren Schmerzen etwas merken.

•

In der ersten Zuschauerreihe der „Tribüne" sitzt Heinz Martin, der Leiter des Renaissance-Theaters. Er ist in verdrießlicher Stimmung. Übermorgen will er den „Raub der Sabinerinnen" herausbringen. Es hat unendliche Mühe gekostet, das Lustspiel der Brüder Schönthan jetzt zu besetzen, die Kostüme zu beschaffen, die tausend Kleinigkeiten beizubringen, die bei aller Sparsamkeit einfach nicht zu umgehen sind. Heute hat ihm die Darstellerin der „Paula" abgesagt. Die urwüchsige Paula, die alle Fremdworte verwechselt, ist neben dem Direktor Striese die wichtigste Figur des Stückes. Ohne Paula ist das Spiel geschmissen. Natürlich gibt es in Berlin ein halbes Dutzend Schauspielerinnen, die die Rolle übernehmen könnten. Aber Martin hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, eine ganz neue Paula zu entdecken.

Und deshalb sitzt er jetzt auch hier in der „Tribüne".

Eben kommt die blonde, langmähnige Hildegard Knef, hochbeinig und schlank auf die Bühne. Große Entfaltungsmöglichkeit hat sie hier nicht — die Bühne ist so winzig, daß die Berliner sie spöttisch das „Nudelbrett" nennen. Aber die Kleine läßt sich nichts anmerken. Sie geht frei und sicher.

Hoppla — was ist das —? sie stolpert, sie droht hinzufallen. Das Publikum meint, das müsse so sein, weil Hildegard Knef sich sofort gefangen hat, und applaudiert herzlich. Heinz Martin läßt sich das Mädchen vorstellen. In drei Sätzen ist alles besprochen. Sie will die Paula spielen. Die Rolle lernt sie in einer Nacht.

Am nächsten Abend sitzt Hildegard Knef in der Garderobe des Renaissance-Theaters. Aus dem Spiegel schauen sie zwei fieberglänzende Augen an. Die blassen Lippen sind aufgerissen und spröde. Mit unsicheren Händen zieht sie die Linie der Augenbrauen nach.

Da klopft es. „Ein Brief für Sie", sagt der Inspizient. Hilde greift danach, sucht nach dem Absender, erkennt an der Anschrift die Adresse des Stiefvaters. Warum schreibt er ihr? Es muß etwas passiert sein. Mit Heinz? Mit der Mutter? Ihr Herz klopft zum Zerspringen. Ein Klingelzeichen, und dann reißt der Inspizient aufgeregt die Tür auf. „Ja, ja, ich komme schon", beschwichtigt ihn Hilde.

Sie kann den Brief jetzt nicht lesen, sie darf ihn nicht öffnen, sie braucht den letzten Rest ihrer Fassung für den Auftritt. Die Szene geht glatt über die Bühne. In der Pause wirft sie sich erschöpft in den Garderobensessel. Ausspannen . . . Zehn Minuten die Augen schließen . . . nichts denken! Aber da liegt der Brief. Sie nimmt ihn wieder auf, wendet ihn unschlüssig in der Hand. Sie hat das Gefühl, als sei er so schwer wie Blei. Ein Blick auf die Uhr: noch fünf Minuten.

Sie reißt ihn auf und stürzt im nächsten Augenblick aus der Garderobe, vorbei am Inspizienten, an Kollegen, an den Feuerwachen, kein Zuruf hält sie, sie ist wie taub.

Im Hinterhof steht ihr Fahrrad. Wie sie ist, im Kostüm der Paula aus dem „Raub der Sabinerinnen", fährt sie los. Fährt über die Straßen, in denen die russischen Patrouillen marschieren, fährt, indes leiser Regen die Schminke und Wimperntusche abwäscht. Alles ist ihr gleich. Die Nacht, ihr Aufzug, die Sperrstunde, die Russen. Die Haare, aufgelöst und regennaß, fallen ihr ins Gesicht. Egal — nur weiter. Erschöpft kommt sie an, trommelt mit den Fäusten gegen die Tür. Die Hausbesorgerin öffnet. Sie hat verweinte Augen, Hilde stürzt an ihr vorbei ins Zimmer.

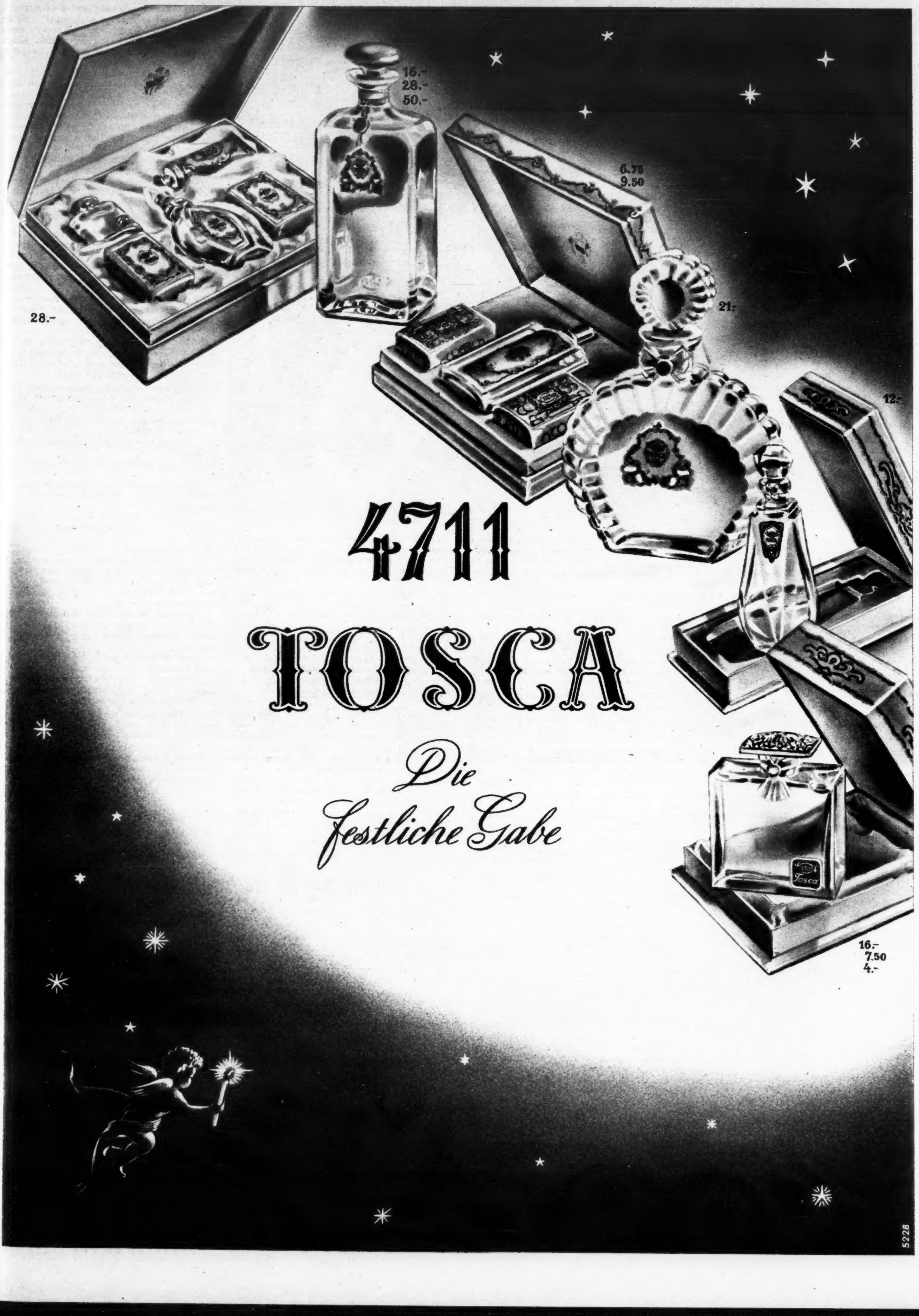
Der Großvater liegt tot im Bett.

Auf dem Nachttisch ein leeres Röhrchen Schlaftabletten, ein Wasserglas, ein Brief an Hildegard.

„Das Leben hat für mich keinen Sinn mehr. Ich bin müde und überflüssig auf dieser Welt. Wenn ich noch jung wäre, würde ich mich wehren. Aber mit meinen 79 Jahren kann ich es nicht. Deshalb gehe ich lieber freiwillig."

Hildegard sieht den Toten lange an. Sie hat in den letzten Monaten viele Tote sehen müssen, Opfer der Bomben und Granaten, Erstickte, von Ruinen Erschlagene, Soldaten, Greise und Frauen. Ein Junge, ein Kind noch, ist in ihren Armen gestor-

(FORTSETZUNG AUF SEITE 14)


28.-
16.-
28.-
50.-
6.75
9.50
21.-
12.-
4711
TOSCA
Die festliche Gabe
16.-
7.50
4.-
5228

Aus dem Flirt ist eine Freundschaft geworden, und aus der Freundschaft soll eine Ehe werden. Dem amerikanischen Leutnant Kurt Hirsch hängt der Himmel voller Geigen. Kein Wunder, daß er die Sektflasche am liebsten in einem Zuge leeren würde. Neben ihm Hildegard mit dem Blumenstrauß im Arm. Man feiert Verlobung im Hause Knef. Im Hintergrund Hildchens Mutter (weiße Bluse), und links daneben ihr Stiefvater (mit Brille). Kurt Hirsch hat einen Kameraden mitgebracht (Vordergrund). Hildegards Halbbruder Heinz, der auf seine Schwester mächtig stolz ist, sitzt vor dem Schwager aus Amerika

[FORTSETZUNG VON SEITE 12]

ben. Aber keiner war ihr soviel wie dieser Tote hier.

Sie löschte das Licht. Mit behutsamer Hand bindet sie im Dunkeln ein Tuch um das Kinn des Toten. Dann setzt sie sich neben das Bett.

Als sie am Morgen geht, schaut sie an der Gartentür noch einmal zurück: alles ist fremd geworden. Das vertraute Kinderland ist versunken.

Am Abend spielt sie wieder die Paula.

*

Am 3. Juli 1945 treffen Vorausabteilungen der 2. US-Panzerdivision in Berlin ein. Am 4. Juli landet General Omar Bradley auf dem Tempelhofer Feld. Am gleichen Tag besetzen Tommy und Ami den amerikanischen und britischen Sektor der ehemaligen Reichshauptstadt. Das Renaissance-Theater wird sofort für die Truppe beschlagnahmt.

Wieder einmal steht Hildegard vor dem Nichts.

Mit ein paar Rundfunkaufträgen — Hörspielarbeit und Gedichtlesungen — hält sie sich im Juli und August über Wasser. Aber sie weiß kaum, wovon sie leben soll. Die Ruhr ist noch immer nicht überwunden, und dazu kommt jetzt auch noch eine Paradentose. Aber sie kann nichts dagegen unternehmen, denn ihr Geld reicht gerade zum Nötigsten.

So trottet sie an einem Septembernachmittag verzweifelt und hungrig den Kurfürstendamm hinunter, der Gedächtniskirche zu. Es ist eigentlich schon viel zu kühl für ihr Sommerfähnchen und ihre nackten Beine. Sie geht schneller, um sich warm zu machen. Der Mann neben ihr beschleunigt seine Schritte auch.

Was will der? Er überholt, bleibt stehen und schaut sie aufmerksam an.

„Sie sind doch Fräulein Knef?" —

„Ja, warum, was wollen Sie?" —

„Menschenskind, der Barlog sucht Sie schon seit Wochen in ganz Berlin. Schloßparktheater Steglitz, Wrangelstraße. Da treffen Sie ihn immer."

Barlog empfängt Hilde mit großer Herzlichkeit. „Da verspricht man einem Mädchen die erste Rolle im ersten Berliner Theater nach dem Krieg, und die Kleine vergißt es. Haste da noch Töne!"

Hilde hat tatsächlich vergessen, was ihr Barlog vor einem Jahr in Liebeneiners Büro prophezeit hat. Damals wollte er Hilde für einen Film, Liebeneiner lehnte ab. Und dann hatte Barlog eine seiner großen Szenen: „— ... wenn dieser Dreckskrieg vorbei ist"— hatte er geschrien — „mache ich das erste Berliner Theater auf, und die Hilde spielt bei mir die größten Rollen!"

Und jetzt ist Barlog wirklich Intendant des Schloßparktheaters in Steglitz. Das alte Jagdschloß, früher einmal Ausflugskaffee und Kino, ist jetzt sein Reich. „Also paß auf, Mädchen", sagt er . . .

Und dann hocken sie zwischen Textbüchern, Kostümentwürfen, Szenenbildern, und ein ganzes Feuerwerk von Ideen geht über Hilde nieder. Begierig hört sie zu. Das ist Zaubermusik für sie.

Vergessen sind Hunger, Not und Krankheit, vergessen ist das Alleinsein und das Frieren, wenn sie nur wieder Theater spielen darf. Sonst will sie ja nichts.

Die Köpenicker Straße ist um diese späte Nachmittagsstunde sehr belebt. Die Leute, die in Fabriken und Büros gearbeitet haben, hasten nach Hause. In schlaffen Einkaufstaschen tragen die Hausfrauen die magere Beute weg, die ihnen ein stundenlanges Anstehen eingebracht hat. Mit dröhnenden Motoren knattern Omnibusse und Trucks der Besatzungsmächte zum Köllner Platz. Dazwischen flitzen Jeeps hin und her.

Der JDD-Leutnant Kurt Hirsch fährt hier nicht zum erstenmal. Er ist seit einigen Wochen in Berlin und kennt sich schon überall aus. Er genießt es richtig, Autofahren zu können, soviel er will, denn so lange ist es noch nicht her, daß er dazu Gelegenheit hat. Um es genau zu sagen: Bevor er zur Armee kam, ging es ihm ausgesprochen schlecht.

Nie wird er den langen Schulweg vergessen, den er in Long Island täglich, Sommer wie Winter, bei jedem Wetter zu Fuß gehen mußte, weil seine Eltern ihm die paar Cents für die U-Bahn nicht geben konnten. Mein Gott, waren das bittere Jahre in New York! Man ist schon genug Außenseiter, wenn man die Sprache seiner Schulkameraden kaum versteht. Das war nicht das Schlimmste. Aber nie richtig satt sein, nie gut angezogen, nur von einem Tag zum anderen leben, kein Ziel vor Augen haben und immer Heimweh ... das tut weh ...

Als er Ende September 1938 mit seinen Eltern im letzten Transport auf der Flucht aus dem Sudetenland nach den Staaten kam, war er gerade 14 Jahre alt. Bis dahin war sein Leben unbeschwert und heiter gewesen. Sein Vater war Kaufmann, und Sorgen gab es nicht. In Long Island waren sie Heimatlose, Entwurzelte wie Zehntausende andere versprengte Europäer. Seine Entwicklungsjahre wurden von diesen Eindrücken geprägt: Von der Angst, vom Hunger, von der Ungewißheit. Zur Armee kam er von der Schulbank weg. Er wurde Fallschirmjäger, und da er deutsch und tschechisch sprach, holten sie ihn nach der Landung in Italien in den Intelligence-Dienst. In Berlin wurde er Leutnant bei der Abwehrabteilung der Nachrichtenkontrolle.

*

Der Leutnant Hirsch mag sich jetzt nicht den Kopf zerbrechen, was morgen oder übermorgen sein wird. Die Elendsjahre von Long Island sind vorüber, der Krieg ist vorbei, und er will jetzt leben, ohne über irgend etwas nachzudenken.

Heimlich beneidet er die Kameraden, die sich mit der Unbekümmertheit des Siegers auf alles stürzen, was die ehemalige Reichsmetropole zu bieten hat. Sie veranstalten rauschende Parties, machen dicke Geschäfte, haben alle ihr girlfriend. Und er? — Er hat Hemmungen.

Grell dröhnt eine Hupe, Bremsen kreischen, Gummi quietscht auf dem Asphalt. „Hallo, wat es matter with you?" ruft im Ohiodialekt der erboste Fahrer eines Trucks, den er an der Kreuzung Kirchstraße übersehen und nahezu gerammt hätte.

„Damned, jetzt muß ich aber aufpassen. Träumen und Autofahren kann man nicht zugleich", ermahnt sich Leutnant Hirsch. Um ein Haar hätte er beim Ausweichen auch noch ein Mädchen angefahren. Zornig funkelt die ihn an. Er hält. „Entschuldigen Sie bitte! Ist Ihnen irgend etwas passiert?"

„Nein", sagt das langbeinige blonde Mädchen unfreundlich.

„Darf ich Sie auf den Schrecken hin wenigstens nach Hause bringen?" Die Blonde schüttelt abermals den Kopf. „Kann ich gar nichts für Sie tun?" fragte er ganz artig.

Jetzt blickt sie ihn zum erstenmal richtig an. Aus einem vorbeifahrenden Jeep ruft ein übermütiger Sergeant „be wise-fraternize". Mit diesem Schlagwort muntern die GI's sich gegenseitig auf, schnelle Freundschaft zu schließen. Der Leutnant schaut aber gar nicht unternehmungslustig drein, sondern verlegen, fast ein bissel unglücklich. Aber das Mädchen lacht.

„Also, dann fahren Sie mich in die Wrangelstraße, Sie Fußgängerschreck." Kurt Hirsch hilft ihr in den Wagen. Dabei betrachtet er sie von der Seite.

Über den kleinen Zwischenfall, den frechen Zuruf des Sergeanten und seiner überraschenden Wirkung entspinnt sich zwischen beiden schnell ein Dialog.

„Keine Angst —"

„Warum, etwa weil Sie so schlecht Autofahren?"

„Oh, ich glaube, ich fahre sonst ganz gut."

„Dann sind Sie mir also nur vor die Beine gefahren, um mich ansprechen zu können!"

„Die Beine hätten's schon verdient."

„Sagen Sie, ist Muttis Liebling immer so frech?"

„Abends immer."

Der Leutnant strahlt. Donnerwetter, ist die schlagfertig. Die gefällt ihm. Schade, daß man schon in der Wrangelstraße ist, wo sie aussteigen will. Viel zu schnell ist die Fahrt vergangen.

„Schönen Dank, Herr Leutnant", sagt das junge Mädchen und schwingt sich vom Sitz. „Schönen Dank und auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen", sagt Kurt Hirsch und schaut sie bittend an.

„Vielleicht, wer weiß?" ruft sie noch lachend über die Schulter zurück und taucht in der Menge unter.

Im Theater, das sie nach etwa 20 Metern erreicht hat, wird sie schon erwartet. „Kleine Verspätung, Fräulein Knef", sagt der Portier zwinkernd.

Hilde bereut es nicht, in den Jeep gestiegen zu sein. Der Leutnant war nett, und er hatte gute Manieren. Wie sympathisch er vorhin in seiner jungenhaften Verlegenheit aussah. Die Uniform stand ihm gut zu seiner großen schlanken Figur. Beim Lachen blitzen seine weißen Zähne. Sie wäre gern noch ein Stück mit ihm gefahren. Er sah so traurig aus beim Abschied . . .

Sturmangriff im Schlossparktheater

Energisch fährt sich Hildegard Knef mit der Puderquaste übers Gesicht. Sie hat jetzt keine Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Sie muß sich für die Bühne konzentrieren. Seit einer Woche spielt sie im Curt-Goetz-Stück „Hokuspokus" die weibliche Hauptrolle, die Agda.

Draußen steht noch immer Leutnant Hirsch mit seinem Jeep. Er könnte sich ohrfeigen. Da sitzt das netteste Mädchen von ganz Berlin in seinem Wagen, und er hat sie weder nach dem Namen noch nach ihrer Adresse gefragt.

Wie soll er sie je wiederfinden?

*

Einige Tage später. An der Abendkasse vor Barlogs Schloßparktheater hängt längst das Schild „Ausverkauft". Trotzdem ist der Vorplatz schwarz von Menschen. Die einen versuchen doch noch, auf irgendeine Weise zu einer Karte zu kommen, andere warten den günstigen Moment ab, ihre Karten möglichst teuer abzusetzen. Durch dieses Gewühl drängt sich ein US-Leutnant in Ausgehuniform. Er braucht nicht anzustehen, braucht keinen Schwarzmarktpreis zu bezahlen. Er hat seine Karte in der Tasche. Ein guter Platz in der dritten Reihe.

Mit dem Theater geht es ihm wie mit vielem anderen: Er will nachholen, was er jahrelang entbehren mußte. Bevor es dunkel wird, wirft er noch schnell einen Blick ins Programm: Hokuspokus von Curt Goetz, die männliche Hauptrolle spielt Hans Söhnker, seine Partnerin Aga Kjerolt eine gewisse Hildegard Knef.

Beim ersten Auftritt der Agda fährt der Leutnant elektrisiert von seinem Platz hoch. „Das ist sie ja" — seine schöne Unbekannte von vorgestern Abend. Das Stück ist ihm nun egal, er hat nur noch Augen für sie. Wie sie geht, wie sie spricht, wie sie kokettiert. Nochmals überfliegt er im Dunkel das Programm — Hildegard Knef, Hildegard Knef. In der Pause stürzt er auf den nächsten Theaterdiener zu.

„Ich muß Fräulein Knef sprechen." Teils mit wilder Entschlossenheit, teils durch seine Uniform schafft er es, daß er durchkommt.

Aufgeregt und verwirrt steht Kurt Hirsch schließlich vor ihr. Sie erkennt ihn sofort wieder.

„Wo haben Sie denn heute Ihr Auto?"

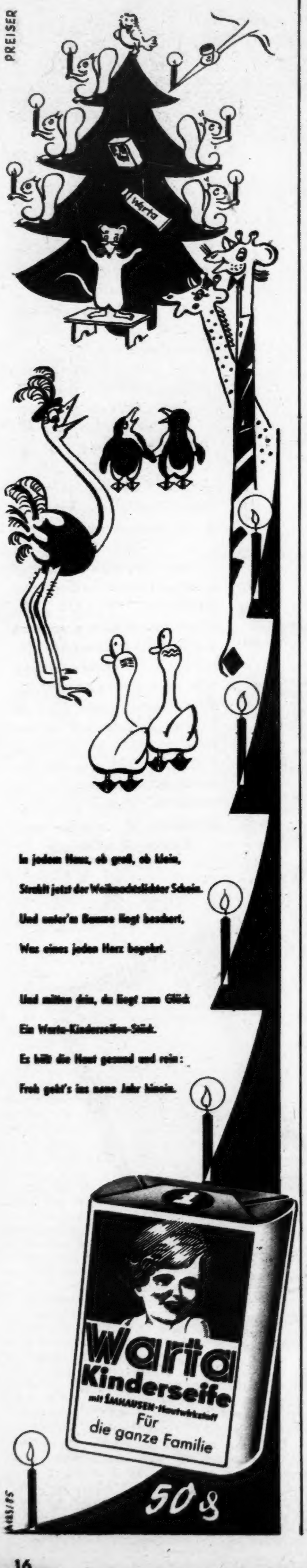
„Ach", sagt er. „Sie waren ja wunderbar, ich bin so froh, daß ich Sie wiedergefunden habe, ich ..."

Seine Worte überstürzen sich. Aber es ist soviel echte, herzliche Freude darin, daß Hilde davon angesteckt wird, ob sie

[FORTSETZUNG AUF SEITE 16]

Hübsche kleine Überraschung

*aus einer Menge reizvoller Geschenkpackungen von Lohse Uralt Lavendel „Der Duft nach Sauberkeit und Frische":
Reiseflaschen zu
DM 2.30, DM 3.40, DM 4.80, DM 6.40, DM 11.—;
Reiseflaschen mit 1 oder 2 Stück feinparfumierter, im Gebrauch überaus sparsamer Toilettenseife in geschmackvoller Packung zu
DM 3.90, DM 4.95, DM 5.40, DM 6.30, DM 7.80;
für den Toilettentisch der eleganten Frau eine schöne Kugelflasche im Geschenkkarton zu DM 12.— oder DM 23.—;
für den Herrn die prachtvolle Vierkantflasche im Geschenkkarton zu DM 24.—; für Diele und Bad den aparten Lohse Uralt Lavendel-Zerstäuber im Geschenkkarton zu DM 18.— / von Lohse Lelia: die schönen, neuen Eau de Cologne-Flaschen, hübsch verpackt zu DM 2.70, DM 4.30, DM 5.80, DM 7.30 und den wundervollen Zerstäuber für DM 21.—; Puder- und Compactdosen in einfacher und Luxus-Ausführung.*



HILDEGARD KNEF

ICH BIN KEINE SÜNDERIN

(FORTSETZUNG VON SEITE 14)

will oder nicht. Ungeduldig schaut der Inspezient herein. Im Hinausgehen sagt Hilde:

„Also bis nachher!"

*

Nun sind Hilde und Kurt Freunde. Und bald sind sie mehr als das. Jeder ist des anderen erste Begegnung. Kurt, der schüchterne Einzelgänger, der vom Schicksal Herumgestoßene und vom Glück Vernachlässigte, wird plötzlich von einer schönen und begabten Frau geliebt. Wen wundert es, daß er lichterloh brennt. Hilde, die vom Ehrgeiz Besessene, die nichts als ihre Arbeit kennt, die bis in die späte Nacht Rollen lernt und hart wie ein Mann um die Existenz ringt, ist von dieser Liebe wie auf eine Wolke gehoben.

Da ist einer, der sie nicht als Schauspielerin, als Talent, als künftigen Star sieht, sondern als die Frau, nach der er sich sehnt. Er ist von ihrem Gesicht fasziniert, nicht, weil er die Ausdruckskraft für eine Rolle darin sucht, sondern weil ihre Augen grün schimmern, ihre Haare knistern und ihre Stimme eine dunkle Melodie hat.

Hilde hat bisher nur die Arbeit schön gefunden, nun sieht sie auch, wie schön das Leben ist.

Kurt denkt vom ersten Tag an nichts anderes, als die geliebte Frau zu heiraten.

Aber noch verbietet die Armee strikt jeden Umgang mit Deutschen überhaupt.

Mit Hunger und Begeisterung

Im Beruf löst ein Erfolg den anderen ab. Barlog, der große Könner, hat erkannt, was in der Knef steckt und was sie geben kann. Als nach der Premiere von Pagnols „Goldenem Anker" die Hauptdarstellerin Gerti Soltau erkrankt, gibt er Hilde ohne zu zögern die Rolle der Fanny. Die Kritiker sind begeistert, das Publikum ist ganz aus dem Häuschen. Wenn sie weint, schwimmt das Theater in Tränen, wenn sie lacht, droht die Dekoration herunterzufallen, wenn sie küßt, geht den Leuten die Haut ab — behaupten die Berliner.

Ihr Partner Hans Söhnker tut alles, um der jungen Kollegin zu helfen, ihr Sicherheit zu geben.

Einen Tag nach ihrem ersten Auftritt sitzt Wolfgang Staudte, Filmregisseur bei der DEFA, unten im Zuschauerraum. Er ist so beeindruckt, daß er ihr sofort eine Rolle in seinem Film. „Die Mörder sind unter uns", dem ersten Film, der überhaupt wieder in Deutschland gedreht wird, anbietet.

Hilde sagt: „Wir müssen Barlog fragen." Und Boleslav Barlog stimmt zu, mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Hilde wird weiter bei ihm auftreten. Tagsüber dreht sie, abends steht sie im Schloßtheater. Drei Monate dauern die Dreharbeiten in den alten Ateliers von Nowawes. Unsagbare Schwierigkeiten sind zu überwinden. Wenn man Hilde später fragt, wie sie das geschafft hat, sagt sie: „Mit viel Hunger und noch mehr Begeisterung. — Allerdings habe ich dabei 18 Pfund verloren."

Kurt vergeht fast vor Bewunderung für seine Hilde.

In dem amerikanischen Erfolgsstück „Drei Mann auf einem Pferd", das Barlog jetzt inszeniert, hat Hilde ein Girl mit Zungenschlag zu spielen. Sie muß lispeln, und sie lernt lispeln mit solcher Vehemenz, daß es ihr in Fleisch und Blut übergeht. Sie kann es so gut, daß sie es fast nicht mehr los wird.

Eines Abends — Hilde hat morgens gedreht und abends gespielt — hat Kurt eine Party arrangiert. Natürlich wird getanzt. Ein amerikanischer Offizier zeigt Hilde den Jitterbug. Tanz und Tänzer sind so ausgelassen, daß Hilde kopfüber auf dem Parkett landet. Alle stürzen hinzu. Sie ist ohnmächtig. Als sie die Augen wieder aufschlägt, sieht sie Barlog und Staudte, ihre beiden Regisseure, über sich gebeugt. Sie ist fast gerührt über soviel Fürsorge.

„Kannst du morgen drehen?" flüstert Staudte.

„Und bei mir spielen?" fragt Barlog.

Mit schwacher Stimme lispelt Hilde ein doppeltes „Ja".

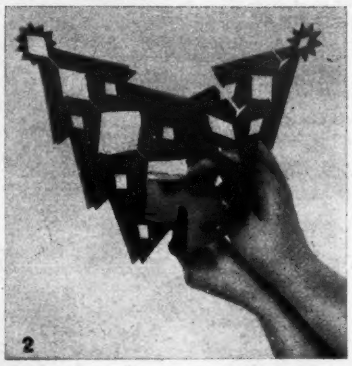
Erleichtert richten sich die beiden wieder auf. „Na, dann ist's ja gut."

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

O, Tannenbaum

Nur wenige Tage sind es noch bis zum Heiligen Abend, dann werden die Kerzen am Tannenbaum angezündet, und dann steht auch der Weihnachtsbaum, den der STERN seinen kleinen Lesern geschenkt hat, auf dem Gabentisch. Dazu braucht man Schere und Klebstoff. Wenn man genau liest, wie der Baum aufgestellt wird, ist er pünktlich zum Heiligen Abend geschmückt.

1


2

3

„Morgen, Kinder, wird's was geben", steht auf der bunten Seite unserer Weihnachtsbeilage. Diese Seite legen wir vor uns hin und schneiden erst einmal die drei Christbäume aus. Wo durchgehende weiße Linien eingezeichnet sind, schneiden wir eine Kerbe ein, die weißen Flächen in den Bäumen werden ganz herausgeschnitten. Jetzt haben wir drei einzelne Bäume. Jeder hat einen Namen. Der erste heißt A, der zweite B und der dritte C. Der Baum B ist mittendurch der Länge nach geknickt, da, wo eine weiße gestrichelte Linie eingezeichnet ist. Genau so knicken wir den Baum A an der Strichellinie. Beide Bäume legen wir aufeinander. Die Buchstaben A und B müssen auf den Außenseiten zu lesen sein (Bild 1). Jetzt nehmen wir den Baum C. Er hat zwischen den links sitzenden Zweigen eingeschnittene Kerben. Erst biegen wir den linken unteren Zweig ein wenig zusammen und schieben ihn durch das unterste Loch in den Bäumen A und B. Der mittlere linke Zweig wird durch die mittlere Öffnung gedrückt und der oberste Zweig durch das oberste Loch (Bild 2). Jetzt brauchen wir nur noch den Stern vom Baum C in den Stern von A und B zu schieben und dann steht der Baum schon. Aber er hat noch keinen richtigen Halt. Auf dem großen Bogen schneiden wir die Teile D, E und F aus. Teil F biegen wir ein wenig zusammen und stecken ihn in die unterste Lücke von unserem Baum (Bild 3). Die kleinen Kerben schiebt man in die sechs inneren Ecken der Zweige. Teil D kommt in die mittlere Lücke und das kleine E oben in die Baumkrone. Der Streifen, auf dem „Allen Sternkindern — Fröhliche Weihnacht" steht, muß auch ausgeschnitten werden. Er wird zu einem Ring gebogen und an den Enden zusammengeklebt. Das ist der Christbaumständer. Den Baum stellen wir auf den Ständer. Nun können wir den Baum schmücken mit den vergoldeten Nüssen, den bunten Lebkuchen und den Engelchen. Die Nüsse, die an beiden Seiten eingeschnittene Kerben haben, stecken wir in die kleinen Vierecke, die in jedem Zweig leergeblieben sind. Außen an den Spitzen der Zweige sind auch Einschnitte. Hier können wir an einem kurzen Faden den anderen Baumschmuck aufhängen (Bild 4). Bei jedem kleinen Windhauch schweben die Engelchen an unserem Weihnachtsbaum, und die Glöckchen schwingen, als ob sie die Weihnacht einläuten wollten.

4

„Zittert und gehorcht"

Im kühlen Sommerpalast zu Jehol hält der achtzigjährige Kaiser von China Hof. Der englische Gesandte und sein Gefolge betreten das seidene Empfangszelt. Im Halbdunkel starren ihnen zahllose geschlitzte Augenpaare entgegen: Werden die Fremden Kotau üben?

„Ich beuge das Knie vor meinem König und erweise Eurer Kaiserlichen Majestät denselben Respekt." Totenstille. „Es sei," sagt Kaiser K'ien Lung. Aber es bleibt sein einziges Zugeständnis: „Eure Schiffe mögen Canton anlaufen, aber keiner von Euch darf die Stadt betreten. Mandarine mögen mit Euch verhandeln. Wer Euch Chinesisch lehrt, ist des Todes. Nun zittert und gehorcht!"

K'ien Lung stirbt 1799. Seine Nachfolger öffnen das uralte Bauernland den „Barbaren" von Übersee. Seide, Porzellan, Tee — der Handel mit China wird zum Großgeschäft. Auch Johann Jakob Astor entsendet um 1800 seine schnellen Segler nach dem Perlenfluß in China.

Das Königsformat der ASTOR verbindet die Vorteile einer größeren Tabakmenge mit höherem Genuß und ausgezeichneter Bekömmlichkeit. Das Mundstück aus Naturkork wirkt als Isolierschicht gegen jede Minderung des edlen Aromas. Die Raucherin der ASTOR empfindet das Naturkorkmundstück als eine besondere Annehmlichkeit, weil es keine Spur ihres Lippenstiftes annimmt.

Im Königsformat mit Korkmundstück

WALDORF-ASTORIA · HAMBURG UND MÜNCHEN

Eine Stunde lang brannten die

Ich bin Strafverteidiger, und ich will erzählen, wie es kam, daß ich sogar noch am Heiligabend helfen konnte. Keine Angst! Es wird keine Fachsimpelei. Denn was an jenem Abend geschehen ist, hat mit der Juristerei herzlich wenig zu tun.

Kannst du dir vorstellen, wie es ist, wenn man keine Familie hat? Da hockt man am Heiligen Abend nicht gern allein in seinen vier Wänden. Ich habe gottsei-Dank gute Freunde, die mich zu Weihnachten immer einladen. Das ist schon eine richtige Tradition geworden. Und diesmal wußte ich, daß, als besonderes Geschenk für mich, Claudia da sein würde. Claudia ist ein wunderbarer Mensch. Wenn ich jetzt anfangen wollte, von ihr zu erzählen, käme ich nicht mehr zu der Weihnachtsgeschichte.

Am Nachmittag, kurz vor Geschäftsschluß, hatte ich noch ein paar Geschenke gekauft und bin dann in mein Stammcafé gegangen. Neben der Theke stand der kleine Tannenbaum mit den schiefen elektrischen Kerzen, er war schon halb verdorrt. Der Ober war ungeduldig und wollte nach Hause gehen. Oh du fröhliche Weihnachtszeit! Es war nicht sehr gemütlich. Ich kam mir ganz verloren vor.

Als dann schließlich der Ober anfing, die Stühle umgedreht auf die Tische zu stellen, habe ich gezahlt und bin gegangen. Das war ungefähr um sechs Uhr nachmittags am vierundzwanzigsten Dezember. In der Aktentasche hatte ich die Päckchen für meine Freunde und für Claudia. Um sieben Uhr sollte ich da sein.

In der Geschäftsstraße traf ich nur noch wenige Menschen, und die hatten es eilig mit ihren Paketen. Die Schaufenster waren hell. Die kleine Eisenbahn im Spielwarengeschäft an der Ecke sauste immer noch durch ihre Pappmachélandschaft, aber es blieb niemand mehr stehen, um ihr zuzuschauen. Nur ich allein stand da eine Weile und bog dann in die Querstraße ein.

Es war jetzt ungefähr halb sieben. Ich ließ mir Zeit. Es ist ja sehr still in den Nebenstraßen am Heiligabend. Ab und zu kann man es direkt hören, wie die Kinder hinter den Gardinen singen. Da klingt jeder andere Ton fremd und fällt sofort auf. Wenn jemand um diese Zeit schimpft, oder ein Kind weint, bleibt man unwillkürlich stehen und denkt: Nanu, was ist denn los? — Zu anderer Zeit hätte man kaum darauf geachtet. Als ich das Kinderweinen und das laute Sprechen von Männern und Frauen hörte und mich darüber wunderte, war es genau dreiviertelsieben. Ich weiß das noch, weil nach den drei Schlägen der Turmuhr die große Domglocke zu läuten begann.

Ich kam in diesem Augenblick über eine Kreuzung und sah links einen aufgeblendeten blauen Scheinwerfer. Das konnte nur die Feuerwehr oder die Polizei sein. Ich sah auch einige Gestalten, die sich im Halbdunkel um das Fahrzeug mit dem Scheinwerfer bewegten. Weniger aus Neugierde, sondern weil ich noch etwas Zeit hatte, ging ich hin. Es war ein Polizeiauto. Ich konnte nur noch sehen, wie die Türen zugeschlagen wurden, und wie es abfuhr. An der Kreuzung gab der Fahrer ein kleines Signal, so kurz und bescheiden, als wollte er sich zugleich beim Domglöckner für die Störung entschuldigen.

Dann sah ich das Kind. Es mußte dem Auto ein Stück nachgelaufen sein, stand nun unter der Gaslaterne und weinte. Im Torbogen der Hauseinfahrt waren die Mieter versammelt. Sie redeten aufgeregt durcheinander. Einige hatten Mäntel übergezogen, andere standen da in ihren guten Anzügen mit Hausschuhen. Ich hörte eine Frauenstimme, die klang wie ein quakender Frosch:

„. . . und ich sage noch zu meinem Mann: Hugo, das ist die Polizei. Aber er wollt's mir nicht glauben. Heiligabend, sagt er, kommen die nicht, die kommen morgen in aller Herrgottsfrühe und verhaften sie aus dem Bett raus. Hugo, sage ich, du wirst sehen, ich hab recht. Na und? Ich hab mal wieder recht gehabt."

Darauf die tiefe Stimme von einem, der seiner Sache ganz sicher ist: „Ich werde Ihnen mal etwas sagen, meine Herrschaften, die Polizei konnte und durfte keine Minute länger warten. Wenn sie Frau Mertens nicht heute abend verhaftet hätten, wäre sie morgen früh über alle Berge gewesen."

„Das glaube ich auf keinen Fall", sagte ein junges Mädchen, „sie wäre schon allein des Kindes wegen geblieben. Sie wissen ja gar nicht, wie sehr sie an dem Kind hängt."

Und wieder der Frosch:

„Ach Gottchen, ach Gottchen, die Mertens und an ihrem Kind hängen! Wo gibt's denn so was? An dem Kerl hängt sie, der ihr den Kopf verdreht hat, jawohl, und jetzt wird sie sehen, was sie davon hat. Ins Zuchthaus wird sie kommen, jawohl."

Solche Gespräche waren für mich nichts Neues. Ein Strafverteidiger bekommt das Tag für Tag zu hören und muß in diesem Durcheinander nach der Wahrheit suchen. Doch bald wußte ich so ungefähr Bescheid: Diese Frau Martens mußte in eine Diebstahlsaffäre verwickelt sein, den Dieb hatte man noch nicht gefaßt, aber ein Bewohner dieses Hauses hatte die Polizei auf die Spur hierher geführt. Man hatte Frau Martens verhaften müssen, um zu verhindern, daß der Dieb gewarnt wird. „Festnahme wegen Verdunklungsgefahr" nennen wir Kriminalisten das.

Ich wollte schon weitergehen. Was gingen mich heute die Sorgen dieser Leute an? In zehn Minuten würde ich bei Claudia sein, und in der behaglichen Wohnung meiner Freunde würde ein großer Tannenbaum mit vielen Wachslichtern stehen, es würde nach Braten, nach Wein und Lebkuchen duften, vielleicht würde Claudia mir die Freude machen, auf dem Klavier die Hirtenmusik aus Bachs Weihnachtsoratorium zu spielen... Warum blieb ich denn noch hier stehen? Es war doch kalt, und was es zu sehen und zu hören gab, das war doch nur häßlich und alltäglich. Nur das Kind, ja, das tat mir leid, wie es da unter der Laterne stand, frierend, ohne Mantel, und wie es immer noch weinte. Keiner dachte an das Kind. Da blieb ich bei ihm stehen und sagte:

„Was ist denn passiert?"

Keine Antwort. Es war ein magerer blonder Junge. So vielleicht acht Jahre alt und ganz verängstigt und mißtrauisch. Als ich ihm gut zuredete, fing er an:

„Wir wollten doch gerade Bescherung machen, Mutter und ich. Mutter hat in der Stube alles aufgebaut und hat den Baum angezündet, und ich hab in der Küche gewartet. Dann hat sie das Radio angestellt und hat gerufen, daß ich kommen soll. Dann bin ich reingegangen, und der Baum hat gebrannt, und im Radio haben sie ‚Ihr Kinderlein, kommet' gespielt, und ich hab gleich gesehen, daß auf dem Tisch für mich 'ne Armbanduhr gelegen hat, ja..."

Und schon liefen dem Jungen wieder die Tränen über's Gesicht. Stockend und immerzu vom Schluchzen unterbrochen, fuhr er fort: „... ja, und da hat es plötzlich geklingelt, und Mutter hat einen furchtbaren Schreck bekommen und ist ganz blaß gewesen. Ich hab die Tür aufgemacht, und zwei Herren sind reingekommen, die haben gesagt, daß sie von der Polizei sind. Und da hat der eine die Armbanduhr gesehen und hat Mutter gefragt, woher die Uhr ist. Da hat Mutter angefangen zu weinen, und die Herren haben in allen Schubladen und im Schrank rumgekramt. Und dann hat der eine die Armbanduhr eingesteckt und hat zu Mutter gesagt, daß sie leider mitkommen muß. Aber Mutter hat gesagt, daß sie mich nicht allein lassen kann. Da hat der eine Herr mit Kasinskis gesprochen, das sind die Leute von unten, und als er wieder raufkam, hat er gesagt, daß ich bei Kasinskis bleiben kann bis nach den Feiertagen. Und dann haben sie Mutter mitgenommen und sind mit ihr weggefahren".

Der Junge machte eine kleine hilflose Bewegung mit beiden Armen. Ein Auto kam vorbei, und für einen Augenblick konnte ich das Gesicht des Kindes im vollen Scheinwerferlicht sehen.

„Haben die Herren von der Polizei deine Armbanduhr mitgenommen?" wollte ich wissen.

„Ja, und ich hatte mich so furchtbar drüber gefreut. Mutter hatte sich auch so gefreut, als ich ihr das hier gezeigt habe". Er hielt ein Kästchen, mit bunten Papiersternen beklebt, in der Hand. „Gerade als ichs ihr geben wollte, kam die Polizei".

Ich konnte jetzt nicht einfach weggehen. Es war mir bereits klar, daß hier nebenan, drei Treppen links, in der Wohnung der Frau Mertens das Verbrechen nicht zu Hause war. Da gab es viel zu viel Liebe von Kind und Mutter. Und da oben stand ein Weihnachtsbaum, dessen Lichter durch einen Irrtum des Schicksals zu früh ausgelöscht wurden.

Die Domglocke hatte aufgehört zu läuten. Der letzte ernste Ton summte noch eine Weile durch die dunklen Straßen. Die Leute unter der Hauseinfahrt hatten sich ausgesprochen und zogen sich in ihre Zimmer zurück. Jetzt rief die Frau mit der Froschstimme: „Na, was is' denn? Wo is' denn der Junge? Walter! — Ach, da is' er ja. Komm her, Walter, du sollst heute nacht bei uns schlafen."

Das war also Frau Kasinski, die jetzt auf uns zukam. Ich nahm den Hut ab und sagte: „Guten Abend, Frau Kasinski, frohe

Weihnachten! Mein Name ist Becker, Rechtsanwalt Becker.

Die Frau, die mich zuerst erstaunt angesehen hatte, strahlte plötzlich über das ganze Gesicht:

„Sind Sie der bekannte Rechtsanwalt Becker? Ich hab Sie doch schon auf'm Landgericht gesehen, neulich bei dem großen Fall — na, Sie wissen doch, Herr Doktor, der Giftmord..."

„Ja ja, Frau Kasinski, ganz richtig, der Becker bin ich."

„Na wissen se, Herr Doktor, das war ja 'ne tolle Geschichte mit der Frau..."

Ich unterbrach sie:

„Frau Kasinski, ich hab's eilig, ich bin nur zufällig vorbeigekommen, als die Frau Mertens verhaftet wurde..." —

„Na, da haben se ja gleich wieder Arbeit, Herr Doktor, ha ha."

Die Frau kam sich sehr wichtig vor und erzählte mir haarklein die ganze Sache: Da war ein großer Einbruch bei einem Juwelier, und der Einbrecher hatte wahrscheinlich die gestohlenen Uhren bei Frau Mertens aufbewahrt.

Mir fiel bei dem Geschwätz der Frau ein, daß ich um sieben bei meinen Freunden sein sollte. Was würde Claudia denken, wenn ich nicht käme? Aber dann sah ich wieder den frierenden Jungen und sagte: „Hören Sie zu, Frau Kasinski! Ich habe in dieser Geschichte mit der Frau Mertens noch etwas zu regeln. Ich komme in einer Stunde zurück. Bitte, bringen Sie den Walter bis dahin noch nicht ins Bett!"

„Aber gewiß doch, Herr Doktor. Wissen Se, ich hab den Jungen nämlich gern. Er ist brav. Aber ..." — sie zog mich ein Stück beiseite und flüsterte: „... aber sein Se vorsichtig mit der Mertens! Die hat'n schlechten Umgang. Mir tut ja nur das Kind leid. Für die Mertens, sage ich Ihnen, tät ich keine Hand rühren."

Nun finde mal einer am Heiligabend ein Taxi! Ich mußte erst meinen eigenen Wagen aus der Garage holen. Es hatte angefangen zu regnen. Später mischten sich große feuchte Schneeflocken in den Regen. Meine Schuhe waren bald durchnäßt. — Ich rief bei meinen Freunden an, um zu sagen, daß ich mich verspäten würde. Claudia kam ans Telefon. Ihre Stimme klang so enttäuscht. Ich mußte mich zusammennehmen, um jetzt keine Dummheiten zu sagen. —

Dann telefonierte ich mit dem Gefängnis, ob eine Frau Mertens dort eingeliefert

Kerzen

worden sei. Ja. Ich fuhr zum Untersuchungsrichter, mit dem ich gut bekannt bin. Der saß mit seiner Familie beim Abendessen. Es gab Gänsebraten. Mein Gott, hatte ich einen Appetit auf Gänsebraten! Der Untersuchungsrichter war selbst an der Tür: „Grüß Gott, Herr Becker! Das finde ich aber nett von Ihnen, daß Sie mal bei uns vorbeikommen. Wollen Sie

mit uns essen?" „Danke, Herr Kollege, aber ich bin leider nur in einer dienstlichen oder, sagen wir mal, halbdienstlichen Sache gekommen." „Dienstlich? Heute?" Also, der Untersuchungsrichter ist ein feiner, verständnisvoller Mensch. Als er aber gehört hatte, was ich von ihm wollte, war er doch leicht verwundert. Trotzdem gab er mir die gewünschte Bescheinigung. Damit fuhr ich zum Gefängnis.

Ich wartete in dem kleinen Dienstraum neben dem Eingang. Der Beamte telefonierte mit der Frauenabteilung:

„Eine Frau Mertens . . . ja . . . ja . . . ist vorhin eingeliefert worden . . . ja . . . fragen Sie mal!"

„Stille Nacht, heilige Nacht", sangen die Häftlinge ganz hinten, am Ende des langen Steinkorridors.

„Haben Sie die Mertens? . . . Schon auf-

genommen? . . . Elfriede Mertens, geboren siebzehnten neunten einundzwanzig . . . jawohl . . . richtig . . ."

„Durch der Engel Halleluja tönt es laut von fern und nah . . .", tönte es von hinten.

„Die Frau Mertens hierher bringen! — Ja. Ich schicke Lehmann rüber. Danke." Ich wartete.

Wachtmeister Lehmann kam mit der Frau Mertens. Die unscheinbare Frau blickte angstvoll und mißtrauisch um sich, als wollte sie fragen: „Was habt ihr denn nun schon wieder mit mir vor?"

Ein Polizeibeamter mußte mitkommen. Als wir in meinem Wagen saßen und zur Mertensschen Wohnung fuhren, erklärte ich ihr, daß ich ihr Offizialverteidiger sei und daß sie nur für eine Stunde Urlaub habe. Ich fuhr sehr schnell. Ich wollte keine Zeit verlieren. Nach zehn Minuten standen wir vor dem Haus.

Ich ging auf der Treppe voran, hinter mir Frau Mertens, zum Schluß der Beamte, der die Schlüssel zur Wohnung hatte. Wir kamen in die Küche. Auf dem Herd stand ein Topf mit dem Abendessen. Auf dem Küchentisch zwei Teller mit Messer und Gabel, alles unberührt. Die Tür zur Stube stand offen. Auf der Kommode der kleine Tannenbaum mit bunten Kugeln und weißen Kerzen, die kaum angebrannt waren. Darunter eine Schüssel mit Lebkuchen, Zuckerkringeln und Marzipan, ein selbstgestrickter Pullover und ein Paar Handschuhe für das Kind. Die kleine blonde Frau stand da und wußte nicht, was nun geschehen sollte.

„So, Frau Mertens" — sagte ich — „jetzt wollen wir mal den Baum wieder anzünden, ich hole inzwischen den Jungen nach oben, und dann wird Weihnachten gefeiert!"

Die Frau konnte das gar nicht verstehen.

„Sie sollen die Lichter anzünden, Frau Mertens!"

Sie ging kopfschüttelnd in die Stube und suchte nach den Zündhölzern. Mir fiel die Armbanduhr ein. Während die Frau am Weihnachtsbaum hantierte, sagte ich:

„Wie war das eigentlich mit der Armbanduhr für Ihren Walter?" Sie erschrak sichtlich.

„Keine Angst, Frau Mertens! Wir machen ja hier kein polizeiliches Verhör. Ich fragte nur, weil der Junge mir von der Uhr erzählt hat. Sie hatten ihm eine große Freude damit gemacht".

Die Frau drehte sich um. Sie hatte eine brennende Kerze in der Hand, als sie sagte:

„Die Uhr war gestohlen".

Sie senkte den Kopf. Hinter ihr flackerten die Kerzen am Baum und ein Zweig knisterte leise. Der Duft von verbranntem Tannengrün breitete sich schnell in dem kleinen Raum.

„Haben S i e die Uhr gestohlen, Frau Mertens?

Sie schüttelte energisch den Kopf: „Nein, der Paul Jeschke hat sie gestohlen".

Der Polizist warf mir einen triumphierenden Blick zu. Ich wußte, was er meinte. Der Jeschke war ein schwerer Junge, der schon lange gesucht wurde.

„Frau Mertens! Wußten Sie denn nicht, daß der Jeschke ein — ein Verbrecher ist?"

„Nein, bis vorgestern hab ich's nicht gewußt. Zu mir hat er gesagt, daß er bei der Bahn angestellt ist. Und ich hab ihm geglaubt. Er hat mir gesagt, daß er mich heiraten will. War alles gelogen. Und als er dann mit der Aktentasche voll Uhren gekommen ist, da hab ich's gemerkt, was gespielt wird, aber dann hab ich nicht gewagt, was zu sagen. Er konnte manchmal so böse werden, daß ich Angst bekam. Am nächsten Morgen hat er die Uhren abgeholt. Die billigste für dreizehn Mark hat er mir dagelassen. Die hab ich dann dem Walter schenken wollen . . ."

Aber es ging mir ja gar nicht darum, zu wissen, ob diese Frau schuldig oder ob sie nicht schuldig war. Ich wollte nur, daß zwei Menschen, eine Mutter und ihr Kind, unter dem Lichterbaum ihre Freude haben sollten. Dazu fehlte jetzt eine Armbanduhr. Ich will es ganz offen zugeben: Es hat mich einige Überwindung gekostet, meine eigene Armbanduhr abzunehmen und sie zu den Geschenken auf den Tisch zu legen. Es war eine ganz gute Uhr, das

muß ich sagen, ohne mich deshalb als Wohltäter aufzuspielen. Außerdem war sie ein Geschenk von Claudia, das hatte ich mir sehr wohl überlegt, bevor ich sie abnahm.

Dann wurde Walter geholt. Die gute Frau Kasinski, dieser Frosch, war außer sich vor Neugierde. Aber wir ließen sie nicht mit nach oben kommen, wie sie es so gern wollte.

Während ich mit dem Polizisten am Küchentisch saß und wir aus dicken weißen Tassen dünnen Kaffee tranken, war in der Stube Bescherung. Aus dem alten Radioapparat erklang Bachs Weihnachtsoratorium. Und als wir dann auch in die Stube kommen durften, sahen wir Walters strahlendes Gesicht. Sogar der Polizist war gerührt.

Eigentlich ist hier meine Weihnachtsgeschichte zu Ende. Die Freude war gerettet. Daß wir Frau Mertens wieder im Gefängnis abliefern mußten, gehört schon zu einem späteren Kapitel, das eines Tages die Reporter schreiben werden. Sie werden vielleicht schreiben:

„Die Elfriede Mertens scheint kein schlechter Mensch zu sein, sie ist nur ein wenig schwach. Sie sollte sich die Sache zu Herzen nehmen und froh sein, daß sie noch einmal so glimpflich davongekommen ist." —

Es war schon beinahe zehn Uhr, als ich bei meinen Freunden ankam. Ja, richtig, das eine gehört noch dazu: Claudia hörte nachdenklich zu, als ich meine Geschichte erzählte. Als ich aber zu der Stelle mit der Armbanduhr kam, merkte sie, daß ich eine Sekunde zögerte. Sie sah auf mein Handgelenk. Da war keine Uhr mehr. Claudias Gesicht wurde ernst. Dann aber kam ein Lächeln, so ein inniges verständnisvolles Lächeln. Ich war sehr glücklich. Und ich glaube, es war in diesem Augenblick, daß ich mir vornahm, Claudia endlich zu sagen, wie lieb ich sie habe.

Zeichnungen: Lenzen

THADDÄUS TROLL

Männer in interessanter Lage

Es ist Zeit, eine Lücke im Schrifttum zu überplaudern. Aber wie sage ich es nur? Die Reihe der Bücher, Broschüren und Aufsätze, die die werdende Mutter verherrlichen, nimmt kein Ende. Niemand jedoch findet sich, der das Los des werdenden Vaters besingt. Greifen wir also zu seinem Preis in die Leier.

Die behutsame Mitteilung, daß er in wenigen Minuten mit seiner Beförderung von Steuerklasse Römisch zwo in Römisch drei, eins — vom Finanztechnischen ins Menschliche übersetzt: vom schlichten Ehemann zum Familienvater zu rechnen habe, löst in dem Kandidaten ein Gemisch von Verlegenheit und Stolz aus. Das zukünftige Familienoberhaupt gleicht dem Vogel, der unversehens eine Lawine ins Rollen gebracht hat. Der Mann in interessanter Situation, der werdende Vater, bekommt den Nimbus wichtigtuerischer Komik. Wie etwa jene Charlotte Buff, die sich von Goethen ein Küßchen rauben ließ, woraus Werthers Leiden entstanden.

Zunächst muß sich der werdende Vater damit abfinden, daß er sein Rollenfach wechselt. Gewohnt, den ersten. Helden und Liebhaber zu spielen, wird er nun plötzlich zur Chargenfigur, während der neue Hauptdarsteller im Anmarsch ist. Der Mann in interessanter Situation ist ein ausgedienter Romeo, der noch nicht in das Kostüm des Heldenvaters paßt. Kein Wunder, daß seine Umwelt plötzlich die Begabung fürs komische Fach in ihm entdeckt.

Kaum ist die Kunde übers Familiennest hinausgedrungen, so ist auch die Schwiegermutter nicht mehr zu halten. Sie reist an, um nach dem Rechten zu sehen. Sie schlägt mit Rat und Tat um sich und den werdenden Vater in die Flucht. In einem rücksichtslosen Examen beweist sie ihm, welch leichtfertiger Mensch er ist. Was — nur noch wenige Monate trennen ihn von seinem unverdienten Glück, und er hat sich noch keine Gedanken gemacht, wie er seine Frau schnell und sicher in die Klinik bringt? Er hat keine gebündelten Hundertmarkscheine im Strumpf, um daraus ein festes Fundament für die dreiteilige Familie zu mauern? Er wagt es noch, im kleinsten Gemach des Hauses heimlich eine Zigarette zu rauchen und die Gesundheit von Frau und Kind aufs Spiel zu setzen?

Der werdende Vater besinnt sich seiner männlichen Würde und holt aus, um mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, aber die Mama schiebt rasch eine Filzunterlage dazwischen, damit der Schlag den Ankömmling nicht erschrecke. Fortan mustert die Schwiegermutter den kleinlauten Tochtermann mit einem Gemisch von stiller Duldung und penetranter Mißbilligung.

Die Frauen stricken himmelblaue und zartrosa Winzigkeiten, brechen darob in Jubel aus und drücken sie dem zukünftigen Vater in die derben Hände. Der hält sie verlegen mit spitzen Fingern und versäumt es, in Verzückung zu geraten. Ein Grund mehr für die Schwiegermama, ihn mit einem Kuckuck, einem Raben oder anderen Tieren, deren Familiensinn stark verkümmert ist, zu vergleichen.

Der Mann in interessanter Situation siecht zeufzend dahin. Die Kunde von seinen Taten ist inzwischen ruchbar geworden. Die Kollegen blinzeln ihm schalkhaft zu, schlagen ihn ermunternd auf die Schulter und sagen: „Kopf hoch! Sie werden es schon schaffen!" Das Essen schmeckt ihm nicht mehr recht. Er empfindet unsägliches Mitleid mit sich selbst.

Eines Tages packen die Frauen einen Koffer. Für alle Fälle sagen sie. Das ist für den Mann ein Alarmsignal. Er ist am Ende seiner Nervenkraft. Seine Frau beginnt sich ernsthafte Sorgen um ihn zu machen. Sie erinnert sich jetzt an Sitten unter Buschnegern, bei denen der Mann im Wochenbett liegt. Sie tröstet ihn, redet ihm Mut zu und kauft ihm eine Flasche Schnaps, bei der sie ihn oft Trost im Leid suchen sieht.

Ich glaube, es ist Zeit, sagt die Frau eines Morgens tapfer, und bemerkt, wie der Mann fahl wird. Seine Stirn und seine Hände werden feucht. Er weiß, jetzt ist seine schwere Stunde gekommen. Alle Zeitungsnotizen, in denen die Rede davon war, wie Kinder vorzeitig in der Straßenbahn oder gar im Flugzeug das Licht der Welt erblickten, gehen ihm durch den Kopf. Um das zu vermeiden, kann der gequälte Vater seine Frau gar nicht rasch genug in die Klinik bringen. Dort übergibt er sie einer für ihn beleidigend sachlichen Oberin, die ihn an seinen Hauptfeldwebel erinnert. Seine Frau verschwindet hinter einer weißen Tür. Die Oberin hat kein Wort des Trostes, kein linderndes Getränk für ihn bereit. Barsch schickt sie ihn nach Haus. Er könne von Zeit zu Zeit anrufen.

Nun fühlt er sich von allen guten Geistern verlassen. Er rennt durch die Stadt, torkelt über die belebtesten Verkehrsstraßen, als ob er ein Selbstmörder sei und stolpert über mannigfaltige Verkehrsteilnehmer. Kopfschüttelnd schauen sie ihm nach. „Daß man so einen frei herumlaufen läßt", hört er ein junges Mädchen sagen. Erschrocken fährt er vor dem Schaufenster eines Sarggeschäfts zurück. Er wartet vor Telefonzellen und wählt mit zitternden Fingern falsche Nummern. Das Belegtzeichen klingt ihm wie teuflisches Hohngelächter. Die sachliche Mitteilung, alles sei im Gange, aber noch sei nichts geschehen, macht ihn zu Mürbeteig. In einem Uhrenladen verlangt er einen doppelten Kognak. Ins Lokal verwiesen, redet er die Kellnerin mit Euer Ehrwürden an und greift zur Beruhigung zum Anzeiger für das Gaststättengewerbe, hält aber die Zeitung verkehrt in den zitternden Händen. „Sieht er nicht aus wie der dritte Mann", argwöhnt die Bedienung zur Kollegin und pfeift das Harry-Lime-Motiv. Er will mit einer Telefonmarke bezahlen, steigt in die Straßenbahn, zeigt statt des Abonnements eine verfallene Kinokarte vor, rennt nach Hause, prallt aus der leeren Wohnung zurück, rast wie Zatopek fünfmal ums Viereck und macht dann einen Langstreckenlauf zur Klinik. Blaß und erschöpft kommt er dort an. „Wohl Unfall gehabt? Dort ist die Erste Hilfe", sagt der Pförtner. Er aber spurtet zum Frauenbau. Die strenge Oberin kommt eben mit einer dickbauchigen Kaffeekanne den Gang entlang. „Glückwunsch. Sie haben eine Tochter", sagt sie milde.

Nun schlägt die Stimmung des Mannes, der die interessante Situation hinter sich gebracht hat, jäh ins Gegenteil um. Er rückt seinen Schlips zurecht. Aus dem Häufchen Elend wird ein Haufen Selbstbewußtsein. Er gleicht dem Sportler, der die Weltrekordmarke um 22 Zentimeter weitergebracht hat. Er sieht aus, als habe er den gelben Bomber von Soho k. o. geschlagen. Wo bleibt die Presse? Will niemand Autogramme haben? Mit der Grandezza eines Stielkämpfers nimmt er die Gratulationen entgegen. Dann wird er zu seiner Frau vorgelassen. Die lächelt ihm abgespannt und glücklich entgegen. „War es sehr schlimm?" fragt sie teilnahmsvoll. „Na, man kann es aushalten", sagt er, „aber Nerven gehören dazu, Nerven sage ich dir . . ."

Und dann nimmt er ihren Bericht entgegen wie ein General, der eine Schlacht gewonnen hat, den eines Pionierleutnants. „Brav, sehr brav", lobt er und gibt seiner Frau einen Kuß auf die Stirn: „Werde am Stammtisch davon zu rühmen wissen". Mein Gott, denkt die Frau, was ist er doch ein kleiner, lieber Junge. Da hätte ich nun zwei Kinder.

Eine freundliche Schwester führt ihn vor ein Schaufenster und verschwindet dahinter. Dann erscheint sie in der Auslage, ein Bündel auf den Armen, aus dem ein rosarotes, verhutzeltes Etwas mit einem Sattel in der Nase lugt, das mit winzigen Schrumpelhändchen ängstlich in die noch ungewohnte Luft greift. Der Vater ist, ehrlich gesagt, ein wenig enttäuscht. Er hat sich sein Kind wie ein Engelchen der Sixtinischen Madonna vorgestellt. „Reizend, wirklich sehr reizend, hm, hm", stellt er verlegen und nicht ganz ehrlich fest. „Und äußerst entwicklungsfähig." Und dann bei seiner Frau: „Wirklich, eine recht reelle Leistung." Er macht sich auf den Heimweg mit dem Vorsatz, sich beim heutigen Kegelabend gebührend feiern zu lassen.

Ein Weihnachtsgeschenk, das jeden erfreut, ist und bleibt

PALMOLIVE-SEIFE

Kostbare Geschenke erregen Bewunderung und Freude — aber kann nicht auch ein kleines, mit Nachdenken ausgewähltes Geschenk eine Kostbarkeit sein?

Solch ein Geschenk ist Palmolive-Seife, denn Sie erfreuen mit Palmolive-Seife jede Frau, da sie für die tägliche Schönheitspflege unentbehrlich ist.

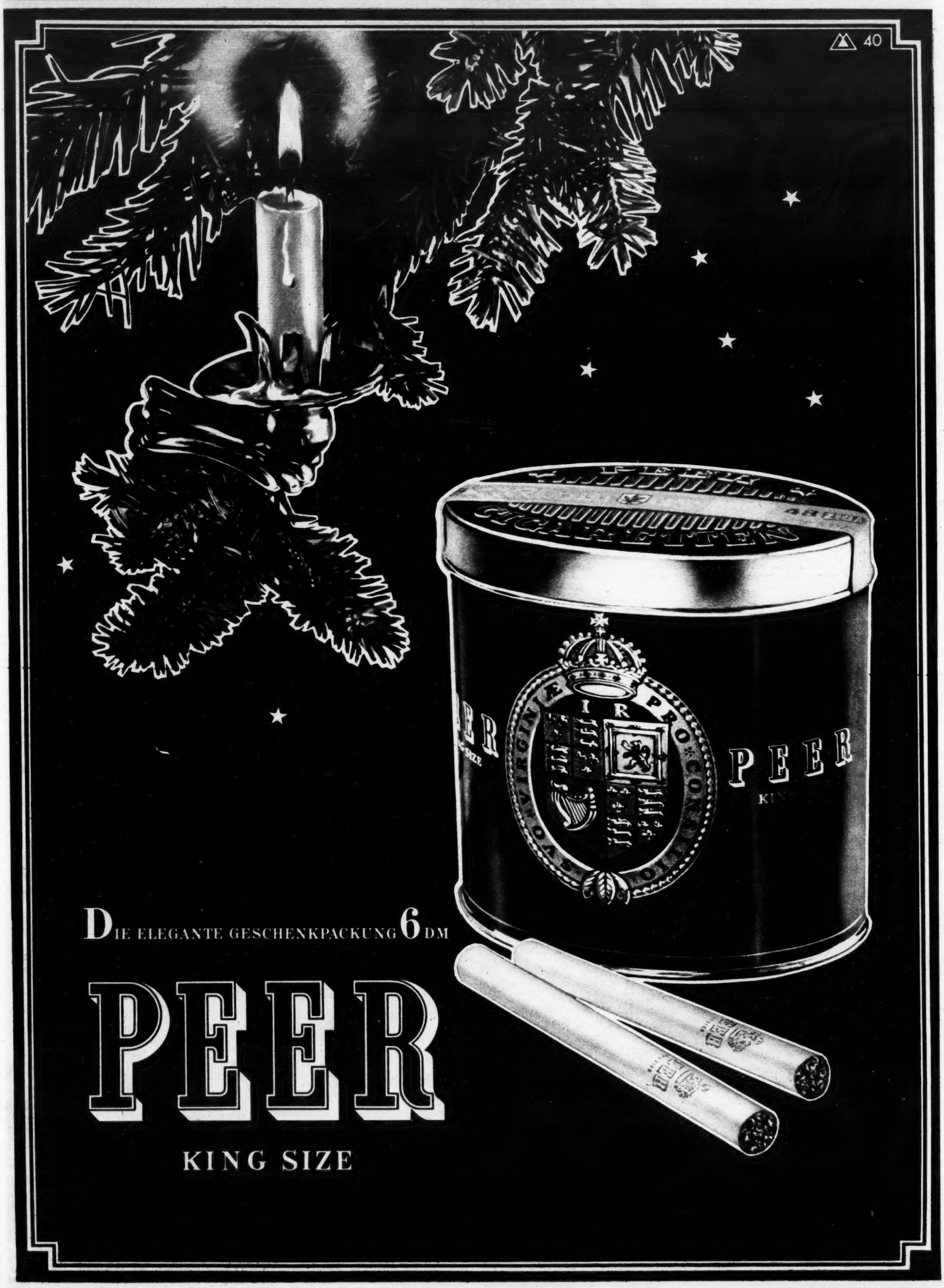
Palmolive-Seife, die durch das Chlorophyll des Olivenöls die grüne Farbe erhält, ist rein und mild; sie reinigt die Haut nicht nur gründlich und schonend, sondern erneuert sie auch und verbessert den Teint.

Auch bei Männern erfreut sich Palmolive-Seife wegen ihres unaufdringlichen, erfrischenden Duftes besonderer Beliebtheit. Schenken Sie daher zum Weihnachtsfest Palmolive-Seife in der schönen Geschenkpackung.

Jetzt auch

das große Palmolive-Badestück in schöner 3 Stück Weihnachtspackung DM 2,70

Palmolive schenken — heisst Schönheit schenken


40
CIGARETTEN
PEER
DIE ELEGANTE GESCHENKPACKUNG 6 DM
PEER
KING SIZE

EXKÖNIG FARUK:

Ich kann nicht länger schweigen

König Faruk hat aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Er hat zugegeben, daß er schon vor der Scheidung von seiner Königin Farida eine ganze Reihe von Freundinnen hatte. Dieses Recht nahm er sich als orientalischer Mann und als König. Aber sowie er nach einer langen Zeit endlich die Frau gefunden hatte, die er liebte und die ihm den langersehnten Sohn schenkte, gibt es für ihn keine andere Frau mehr, wie er versichert.

Das private Familienleben eines regierenden Monarchen in unruhigen Ländern und Zeiten leidet genau so wie eine Hauskatze, die zu Füßen eines sehr geschäftigen, geistesabwesenden Herrn sitzt.

So gerne er sie auch haben mag, so kann es gar nicht ausbleiben, daß er ihr häufiger auf die Zehen treten muß.

Das war schon der Ärger in meiner ersten Ehe, und ich war fest entschlossen, daß mir das gleiche nicht noch einmal mit Narriman passieren sollte.

Ich hatte genau vorausgeplant, daß ich so früh wie möglich mit Narriman auf eine längere Hochzeitsreise gehen wollte. Ich gab mich nie der Täuschung hin, daß ich etwa während der ganzen Flitterwochen von Staatsgeschäften befreit bliebe. Aber ich wollte wenigstens mit meiner Königin einmal zusammen reisen und auch zusammen in der Öffentlichkeit auftreten. Das können wir nämlich in Ägypten nie. Unsere orientalischen Gebräuche gestatten nicht, daß König und Königin zusammen bei öffentlichen Gelegenheiten auftreten.

Nebenbei wäre das gerade mein zweiter Urlaub in 16 Jahren gewesen. Es klingt vielleicht für die Leute komisch, die mich andauernd in ihren Zeitungen als „Nichtstuer" und „Tagedieb" bezeichnet haben. — Aber es ist dennoch wahr.

Alles, was in der Presse je von meinen Spielexzessen in den Kasinos der französischen und italienischen Riviera zusammengeschrieben worden ist, befaßt sich insgesamt mit einer Zeit von sage und schreibe drei Monaten meines Lebens. Und darin ist meine Hochzeitsreise noch eingeschlossen.

Während der ersten paar Wochen im Palast hatte Narriman noch keine öffentlichen Funktionen. Sie war nichts als meine Frau.

Natürlich hatten wir sie in dem Flügel der Königin im Haremlek des Kubbeh-Palastes untergebracht und ich sagte ihr, daß sie soviel wie möglich ausgehen solle und auch ihre Mutter, so häufig wie sie wolle, besuchen könnte. Sie solle sich Freunde und Verwandte zum Tee einladen, denn ich hatte eine sehr geschäftige Zeit vor mir liegen und konnte mich nicht so um sie kümmern, wie ich es hätte tun mögen. Ich weiß genau, wie einsam die großen und imposanten Räume des Haremleks einer Frau wurden, die nur das Warten auf den Mann kennt.

Orientalische Paläste sind immer in zwei Abteilungen angelegt. In dem ersten, dem Salemlek, lebt der König mit seinen Hofbeamten und dem Stab. Hier finden alle öffentlichen Empfänge statt.

Aber der Haremlek, wo die Königin und ihre Frauen leben, ist von dem Salemlek durch lange Korridore getrennt. Natürlich ist auch der Haremlek für sich schon ein großer Palast mit riesigen Empfangsräumen, eigenen Eingängen und Treppen.

Im Kubbeh-Palast muß man tatsächlich zehn Minuten lang über die Korridore laufen, bevor man von den Zimmern des Königs in die Zimmer der Königin kam.

Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten, die sehr anstrengend waren und vier Tage lang dauerten, stürzte ich mich wieder in die Arbeit und hatte kaum den Staatsrat um ein Uhr nachts entlassen können, als ich hörte, daß Ihre Majestät die Königin mich noch einen Augenblick im Haremlek erwarte.

Ich war vollkommen wirr im Kopf vor Erschöpfung und Müdigkeit, und als ich nach drüben kam, erwartete Narriman mich mit ihren strahlenden Augen, fröhlich und voller Leben.

Wir machten uns unseren eigenen Kaffee mit heißem Wasser und Kaffee-Extrakt, so wie ich ihn gerne habe, und sie hatte eine kleine kalte Platte für mich vorbereitet. Dies war die erste von vielen solchen Nächten. Nach meinem langen Tagewerk konnte ich nichts Besseres, als zu ihr zu gehen und mich an ihrer zarten Rücksichtnahme und innerlichen Fröhlichkeit zu erfreuen. Sie hatte es ja einfacher als ich: Denn sie durfte den ganzen Morgen, manchmal auch noch am Nachmittag, ruhen. Kein Wunder, daß sie dann auf dem Höhepunkt war, wenn mein eigener langer Tag schon vorbei war.

Wir beiden freuten uns unbändig auf diese kostbare Stunde. Das war eigentlich das einzige, was uns blieb und das Leben lebenswert machte. Ich hatte sie nie darum gebeten, aber Narriman übernahm freiwillig eine Aufgabe, die nicht leicht war. Sie überwachte die königliche Küche und sorgte dafür, daß regelmäßig meine Leibgerichte eingeschoben wurden. Es war rührend, wie sie alle Arten kulinarischer Neuheiten ausprobierte, die sie in Büchern und

Gejagt *wurde das junge Königspaar von den Bildberichtern der Weltpresse selbst auf der Hochzeitsreise. Für prominente Persönlichkeiten gibt es keine Schonzeit. Mit Tele-Linsen, Schnellbooten und Bestechungen arbeiteten sie, um Bilder der Königin Narriman im Badekostüm zu bringen (Bild links — Bild rechts mit weißem Hut König Faruk). Diese Bilder schadeten dem König sehr* FOTO: AP

Magazinen fand. Es ist ja klar: wenn auch ein Küchenchef noch so gut ist, so kommt doch nach jahrelangem Dienst eines Tages eine gewisse Gleichförmigkeit und Langeweile in seine Art zu kochen. Aber Narriman brachte auch hier einen frischen, frühlingshaften Hauch Originalität und liebevolle Fürsorge in mein Leben.

Auch deswegen schon wollte ich ihr ein Geschenk machen: Sie sollte eine Reise erleben, die für uns beide immer eine herrliche Erinnerung sein sollte. Vielleicht könnten wir nie wieder in unserem Leben frei reisen, und wir könnten doch dann später zusammensitzen und uns über alle die Orte unterhalten, an denen wir nicht förmlich und königlich in getrennten Wagen herumgefahren waren, sondern wo wir wie normale Menschen Hand in Hand herumlaufen konnten, wo wir miteinander wie junge Menschen sprechen konnten und wo wir auch einmal albern sein durften.

Natürlich konnte es nicht einfach nur eine Reise für uns beide allein werden. Ich mußte meinen Stab mitnehmen, denn sonst hätten mich meine Untertanen und meine Nachbarn im Nahen Osten für verrückt gehalten. Sie sind gewohnt, daß jeder Dorfbürgermeister im Ausland mit einem ganzen Schwarm von Dienern herumläuft.

Ich mußte ja auch in ständiger Berührung mit gewissen Staatsaffären bleiben. Ich brauchte also einen kompletten Stab von Sekretären und mindestens je einen Adjutanten von jedem Wehrmachtsteil. Wir waren also wie immer wieder fast zwei Dutzend Menschen. Zweimal in der Woche kam ein Flugzeug meiner Privatstaffel mit den Postsäcken und Staatspapieren und landete direkt neben der vor Anker liegenden Jacht.

Wir verbrachten nicht jede Nacht an Bord der Jacht, weil uns die Sicherheitspolizei der Länder, die wir besuchten, darum gebeten hatte. Schließlich bietet eine Jacht ein besseres Ziel für eventuelle Feinde als ein ganzes Hotel.

Typische Lügen

Die italienische und französische Polizei bewachte uns auf das beste vor allen eventuellen Drohungen und vor jeder körperlichen Gefahr. Aber eines konnten sie kaum verhindern, und das war für mich viel gefährlicher. Meine Abwehroffiziere hatten Berichte bekommen, daß antimonarchistische Propagandisten die Aufgabe hatten, überall Geschichten über unsere Extravaganz und unser schlechtes Benehmen zu verbreiten. Diese Leute hatten vor allem Befehl bekommen, auf jeden Fall von der neuen Königin Bilder im Badeanzug oder in Shorts aufzunehmen, oder in irgendeiner anderen Art Kleidungsstück, das unsere Frauen im Mittleren Osten für ungewöhnlich halten.

Auch meine lieben israelischen Feinde waren enorm interessiert, Lügen über mich zu verbreiten. Eine sehr erfolgreiche Verleumdung war, daß ich in Jerusalem diverse Whisky-Brennereien betriebe. (Wie man weiß, halten wir Moslems nicht allzuviel von Whisky.)

Natürlich war auch das absoluter Unfug. Denn selbst wenn die Profite aus jüdischem Whisky wahrscheinlich hoch genug waren, so hätte doch kein König Ägyptens auf eine derartig dumme Art seinen Ruf gefährdet und seinen Feinden solchen Grund zum Triumph gegeben. Aber es war dennoch eine recht wirksame Propagandageschichte, die mir viel schadete. Zur Unterstützung dieser Geschichte hatte man Befehl gegeben, daß ich auf jeden Fall mit einer Flasche Whisky auf dem Tisch fotografiert werden sollte.

Der erste Versuch wurde in Luzern in der Schweiz gemacht. Sowie es passierte, verließ ich sofort Luzern und bekam später eine offizielle Entschuldigung der Schweizer Regierung durch ihren Gesandten in Kairo zugestellt.

Ein ähnlicher Zwischenfall passierte in Cannes. Aber dieses Mal konnten meine eigenen Leute den Fotografen erwischen, der uns beweisen wollte, daß er kein Zeitungsmann war. Er beschrieb sich selber als „simplen Touristen".

Und in Capri lief ein Mann herum, dem die Polizei den guten Rat gab, sich den Schnurrbart abnehmen zu lassen, weil er mir sonst zu ähnlich sähe. Er hatte bis dahin privat viel Spaß an der Maskerade gehabt. Aber als man ihm sagte, daß jeder Mann, der dem König von Ägypten ähnlich sähe, ohne den Vorzug zu haben, auch die Leibwache des Königs von Ägypten zu haben, sich gewissen persönlichen Gefahren aussetze, war er sehr schnell dabei, sich den Schnurrbart vom Hotelfriseur abnehmen zu lassen.

Mein Doppelgänger

In meinem Privatsafe und in den Sicherheitsakten im Ras el Tin-Palast lagen die Namen, Bilder und Personenbeschreibungen von nicht weniger als 16 anderen Männern, die überall auf der Welt als mein Double hätten auftreten können. Ein paar von ihnen waren Österreicher, andere wieder Franzosen, zwei Italiener, die übrigen lebten im Mittleren Osten. Alle waren zu irgendeiner Zeit schon verhaftet worden, weil sie wissentlich als König Faruk aufgetreten waren. Sie hatten sich die Mühe gemacht, mein Aussehen, meine Bewegungen und meine kleinen Eigentümlichkeiten genau zu kopieren. Einige von ihnen waren wahrscheinlich harmlose Irre, denen diese Königsmaskerade eine gewisse Befriedigung gewährte. Aber die anderen waren zweifellos Strolche, die oft erfolgreich Juweliere und Hotelbesitzer beschwindelt hatten oder aber ihr Glück bei dafür empfänglichen Damen gemacht hatten. Ich habe eine Menge Doubles, Männer, die mir zwar ähnlich sind, aber nie auf den Gedanken kämen, als Faruk aufzutreten. Trotzdem gab es durch sie für mich manchen Ärger. Signore Forges Davanzati, der italienische Filmproduzent, wird häufig für mich gehalten. Als er die Preise im „Miß-Europa-Wettbewerb" austeilte, erschien das Foto fast in allen Zeitungen als: „Faruk gibt ‚Miß Europa' den Preis." Alle Leute, die selber dort waren, wußten genau, daß ich an dieser Veranstaltung überhaupt nicht teilgenommen hatte. Herr Davanzati hatte dies auch mehreren Zeitschriften geschrieben, aber soweit ich unterrichtet bin, fand es niemand auch nur der Mühe wert, sich zu entschuldigen.

Was meine Spielleidenschaft anbetrifft, möchte ich folgendes erklären: Meine Frau und ich spielten häufiger privat. Das würde ja auch niemanden in der ganzen Welt

[FORTSETZUNG AUF SEITE 25]

Seine Majestät Fuad II., *auf dem Arm der irischen Kinderpflegerin Miß Chermside, guckt etwas mißmutig in den winterlichen Himmel von Santa Marinella. Seine Schwestern machen Schularbeiten, ihre französische Gouvernante Madamoiselle Tabouret ist mit ihnen sehr zufrieden. Der ganze Haushalt dreht sich um die Kinder, besonders natürlich um den jungen König, der vielleicht nie seinen Thron sieht*

HENKELL

Ein KLASSIKER *des Weinkellers*

HENKELL TROCKEN

Eleganter, reifer Sekt, dessen vornehmer Charakter den Ruhm des Hauses Henkell begründete.

HENKELL PRIVAT

Rassige, blumige Art. Aus feinsten Kreszenzen hergestellt und in besonders langer Lagerung gereift.

HENKELL NATUR »1942er«

Spitzenerzeugnis des Hauses. Ausschließlich aus erlesenen Champagne-Weinen des Jahrganges 1942 hergestellt. Herbrassiger, edler Sekt von großem Format und höchster Eleganz.

HENKELL & CO · SEKTKELLEREIEN · WIESBADEN-BIEBRICH

Steckt Temperament in Ihrem Haar?

Können Sie Ihre Mitmenschen mit Ihrem Haar bezaubern? Ist der Farbton rein und satt und voller Lebenskraft? - Dulden Sie nicht länger ausdrucksloses oder gar graues Haar. **Lassen Sie sich von Ihrem Friseur aufklären** über die millionenfach bewährte KOLESTON-Haarfarben-Creme. Ein Wella-Erzeugnis, das Ihrem Haar die Farbe und den Glanz der Jugend wiedergibt.

KOLESTON

16-seitiger, vielfarbiger Ratgeber kostenlos von Wella, Darmstadt, Abt. 15

Die Sterne lügen nicht...

DIE WOCHE VOM 21. BIS 27. DEZEMBER 1952

Mit markanteren Ereignissen ist in diesen Tagen nicht zu rechnen. Die Konstellationen sind nach wie vor freundlich. Die entspannenden und versöhnlichen Tendenzen überwiegen jedenfalls. Politisch scheinen Revisionen erwogen zu werden, die Unterdrückten und Entrechteten zugute kämen — falls man solche Gedanken in die Tat umsetzte: Es sieht nämlich so aus, daß die Erwägungen durch Entwicklungen nahegelegt wurden, die das Prestige der Mächtigen dieser Erde erschüttert haben. Am 20. XII. steigt das Barometer der allgemeinen Stimmung wahrscheinlich stark an, ab 23./24. XII. fällt es wieder etwas, und zwar besonders in Deutschland. Die Krise Frankreichs klingt ab.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Sie werden in Ihren Erwartungen bestimmt nicht enttäuscht, auch wenn gerade am 23./24. Dezember etwas schiefgehen könnte. Am 26. Dezember steht Ihrem Glück nichts im Wege. Die Aussichten für Januar sind gut.

1.—9. Januar Geborene: Die Harmonie ist augenblicklich etwas getrübt. Deswegen brauchen Sie nicht gleich um die Haltbarkeit Ihrer Position zu bangen. Gute Wochen stehen Ihnen bevor. Sie werden das Rennen machen. Vorsicht nur am 24. XII.

10.—20. Januar Geborene: Wahrscheinlich sind Sie am 25. XII. gar nicht in festlicher Stimmung. Machen Sie sich nicht etwas zu viele Gedanken über das Vergangene? Außerdem sollten Sie doch nicht ganz übersehen, wie freundschaftlich man sich Ihrer annimmt und Ihnen zu helfen sucht.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Ihnen ist ein wenig unbehaglich zumute. Es liegt Ihnen nun einmal nicht, in Gefühlen zu machen. Verderben Sie aber doch deswegen nicht anderen die Weihnachtsfreude. Gut: der 23. XII.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Sie wollen jemandem etwas zugute kommen lassen. Das dürfte von dritter Seite übel vermerkt werden. Trotzdem sollte es Sie nicht hindern, den Plan durchzuführen. Am 26./27. XII. stecken Sie in der Klemme.

9.—18. Februar Geborene: Der 21. XII. könnte für Sie ein bedeutender Tag werden. Sie stehen an der Schwelle eines großen Erfolgs. Am 25. XII. wird ein alter Wunsch aufs Schönste in Erfüllung gehen. Die Vorbedingung ist jedoch, daß Sie selbst es nicht an Anstrengungen fehlen ließen.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Endlich treten die ersten Erleichterungen ein. Mit dem 21./22. XII. kommen Sie wieder mehr zur Ruhe und zugleich wird die Bilanz aktiv. Der 25./26. XII. bestätigt Ihnen, daß der Weg, den Sie eingeschlagen haben, der richtige war.

28. Februar bis 9. März Geborene: Unruhige Tage. Sie haben sich aber auch viel vorgenommen. Ein aufreibendes Hin und Her, besonders am 22. XII. Decken Sie Ihre Pläne lieber erst nach Weihnachten und dann nur in privatem Kreis auf.

10.—20. März Geborene: Wahrscheinlich findet man Sie am 23. XII. ziemlich erschöpft. Haben Sie Ärger gehabt? Es bleibt aber nichts übrig, als nochmals persönlich einzugreifen. Am 27. XII. kommen Sie voll auf Ihre Kosten.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Am 23. XII. sieht manches nach einem Zwischenfall aus. Sie werden sich vergeblich bemühen, andere mit Ihren Gründen zu überzeugen oder sie in Ihre Interessen einzuspannen. Achten Sie auf Ihre Gesundheit.

31. März bis 9. April Geborene: Man hat Sie ermuntert, und offensichtlich sind Sie dem Rat gefolgt. Sie treffen sich mit jemandem wieder. Am 24. XII. vergessen Sie alle Sorgen, die Sie in den letzten Monaten bedrückten und manchmal entmutigten.

10.—20. April Geborene: So unerfreulich der Dezember begonnen hat, so glücklich und erfolgreich endet er. Der Beifall, den man Ihnen zollt, gibt Ihnen einen starken Auftrieb. Alles spricht dafür, daß der 25. XII. für Sie ein besonders festlicher Tag in persönlicher Hinsicht wird.

STIER

21.—29. April Geborene: Eine Mißstimmung ist vergessen. In dieser Woche wird Ihnen viel entgegengebracht. Wenn Sie sich jetzt noch beklagen, dann haben Sie die Maßstäbe verloren. Mit dem 26./27. XII. erreichen Sie einen Höhepunkt.

30. April bis 9. Mai Geborene: Sie scheinen sich ernstlich überworfen zu haben. Sie bemühen sich, das Vorgefallene zu vergessen, aber für den 26./27. XII. besteht Gefahr, daß Ihr Temperament mit Ihnen durchgeht. Keine Beleidigung, bitte!

10.—20. Mai Geborene: Auch wenn Ihnen das Verhalten eines anderen gar nicht paßt, gießen Sie nicht noch Öl ins Feuer. Es hat den Anschein, als seien Sie sich über das Kräfteverhältnis nicht im klaren. Von den Entspannungstendenzen dieser Woche werden Sie am wenigsten spüren.

ZWILLINGE

21.—30. Mai Geborene: Seien Sie am 21. und besonders am 28. XII. nicht unvorsichtig. Schon aus gesundheitlichen Gründen können Sie sich das nicht leisten. Im Hinblick auf die ersten Wochen des neuen Jahres haben Sie allen Anlaß, möglichst viel Reserven zu sammeln.

31. Mai bis 9. Juni Geborene: Tun Sie eines nach dem anderen und gehen Sie schrittweise vor. Daß man etwas von Ihnen hält, hat man Ihnen ja wiederholt bewiesen. Am 22. XII. sind Sie reichlich nervös. Der 24. XII. verläuft harmonisch.

10.—20. Juni Geborene: Am 23. XII. dürfen Sie sich nicht irritieren lassen. Es wäre doch schade, wenn Sie auf einem so ebenen Weg, wie Sie ihn jetzt unter den Füßen haben, durch Ihr eigenes Ungeschick stolperten. Schönster Tag: der 25. XII.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Am 21. XII. trifft man Sie voller Vorfreude an. Es könnte jedoch sein, daß Sie noch vor Weihnachten eine Niederlage einstecken oder daß Sie sich zu einem Schritt bereiterklären müssen, den Sie freiwillig jedenfalls nicht tun würden.

2.—11 Juli Geborene: Ihre Pläne sind ja einigermaßen extravagant. Sie können sich also nicht wundern, daß es Zeit braucht, sie durchzusetzen. Am 26./27. XII. geht alles nach Wunsch. Anscheinend sind Ihre Freunde in Aktion getreten.

12.—22. Juli Geborene: Angenehme Abwechslungen. Es wird Ihnen gut tun, daß man Sie auf andere Gedanken bringt. Am 25. XII. wollen Sie freilich von all dem nichts wissen. Nehmen Sie wirklich an, daß Ihr Schicksal ein Sonderfall ist?

LÖWE

23. Juli bis 1. August Geborene: Legen Sie getrost eine Pause ein. In diesen Tagen dürfte Ihnen kaum etwas geboten werden. Am 25./28. XII. sollten Sie keine Verstimmung aufkommen lassen, nur weil es nicht nach Ihrem Kopf geht.

2.—12. August Geborene: Etwas stimmt bei Ihnen nicht. Sie geben sich zwar Mühe, sich nichts anmerken zu lassen, aber damit wird die Differenz nicht aus der Welt geschafft. Die notwendigen Gedanken darüber brauchen Sie sich aber nicht gerade zu Weihnachten zu machen.

13.—23. August Geborene: Was Sie jetzt tun, hat Hand und Fuß. Die Regelungen, die Sie treffen, werden Sie nicht bereuen. Lassen Sie sich aber nochmals vor Übersteigerungen warnen. Sonst brächte der 27. XII. einen Rückschlag.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Es scheint Ihnen gelungen zu sein, Ordnung zu schaffen. Bald werden Sie Ihr Gleichgewicht ganz wiedergefunden haben. Sie fühlen sich am rechten Platz. Der 21. und 25./26. XII. bieten Ihnen viel.

3.—12. September Geborene: Immer noch Verzögerungen. Aber diesen Rest von Geduld werden Sie ja wohl nun auch noch aufbringen können. Bald haben Sie die Bestätigung in den Händen. Es steht jedenfalls gut um Ihre Sache.

13.—23. September Geborene: Diesen Verfolger haben Sie nun glücklich abgeschüttelt. Ab 24./25. XII. können Sie wieder frei atmen. Wenn Sie darangehen, den Jahresüberschlag zu machen, werden Sie bald bemerken, daß er trotz allem günstiger ausfällt, als Sie zu hoffen wagten.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Sie hatten schon mehr Schwung. Anscheinend haben Sie mit Ihren Kräften nicht hausgehalten. Lassen Sie die Kritik an Ihrer Umgebung. Wenn möglich, sollten Sie drei Wochen Urlaub nehmen.

3.—12. Oktober Geborene: Es freut Sie, daß man sich Ihrer erinnert. Sie sind guter Dinge wie seit langem nicht. Der 24. XII. beglückt Sie. Vom nächsten Jahr haben Sie mehr zu erwarten als von diesem. Bestimmt, Sie schaffen es.

13.—23. Oktober Geborene: Sie haben die richtigen Partner gefunden. Für den 20./21. XII. kündigt sich ein Durchbruchserfolg an. Bleiben Sie sich nur der großen Verantwortung, die Sie übernehmen, immer bewußt. Sonst gibt es Komplikationen am laufenden Band.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Ihre Aktien steigen. Sie können wenn auch noch nicht Forderungen stellen, so doch wieder Wünsche äußern, besonders am 21. und 25./26. XII. Lassen Sie es aber nicht an Liebenswürdigkeit fehlen.

3.—11. November Geborene: Man scheint anderer Meinung als Sie zu sein. Die Aussichten, schnell Einigkeit zu erzielen, sind gering. Mit Drängen erreichen Sie weniger als mit Abwarten. Verbergen Sie Ihre schlechte Laune, wenn's geht.

12.—22. November Geborene: Daß Sie zur Zeit besonders gern gesehen sind, kann man nicht behaupten. Bei wem? Das brauchen wir Ihnen wohl nicht näher zu erläutern. Am 21. und 27. XII. tun Sie gut, Begegnungen zu vermeiden, es gäbe doch nur unerquicklichen Streit.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Für die nächsten drei Wochen sollten Sie die anderen zum Zuge kommen lassen, ohne nervös zu werden. Sie verausgabten Ihre Kräfte nutzlos, wenn Sie es zu verhindern suchten.

2.—11. Dezember Geborene: Ein bißchen mehr Selbstdisziplin würde Ihnen gut stehen. Warum regen Sie sich wegen jeder Kleinigkeit auf? Trotz allem wird sich für Sie am 24. XII. eine Hoffnung aufs schönste erfüllen.

12.—21. Dezember Geborene: Sie sind in Fahrt. Die letzte Woche scheint Sie sehr ermutigt zu haben. Sprechen Sie frei aus, was Sie auf dem Herzen haben. Am 21. und 25. XII. wird man keine Einwendungen machen. Ein Jahresabschluß, wie Sie sich ihn nicht schöner wünschen können.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER

GEBOREN ZWISCHEN 21. UND 27. DEZEMBER 1952

Im Leben der Kinder, die in dieser Woche geboren werden, dürften Schicksal und Zufall eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Sie sind eng mit ihrer Zeit verbunden. Ihre Begabungen scheinen auf technischem Gebiet zu liegen. Viele von ihnen könnten weit überdurchschnittliche Erfolge erzielen. Ihre Ruhe und Umsicht, mit der sie zu Werke gehen, wird sie als Mitarbeiter begehrt machen und ihnen Vertrauensposten eintragen. Auch in kritischen Situationen verlieren sie nicht den Kopf. Charakterlich sind sie ausgewogen. Mit einer schönen Selbstverständlichkeit treten sie für andere ein, ohne sich lange bitten zu lassen. Für das Materielle zeigen sie sich nicht sonderlich interessiert. Die Mädchen haben alle Anlagen und Aussichten, glücklich zu werden. Ihren Ehepartner finden sie wahrscheinlich in ihrem Berufskreis.

Ich kann nicht länger schweigen

(FORTSETZUNG VON SEITE 23)

etwas angehen. Aber weil ich nun schon so viel böses Blut in der Welt gemacht habe, ist es wohl besser, wenn ich dies zu erklären versuche.

Ich gewann meistens. Ich war zu der Zeit ein sehr reicher Mann und ich hätte meiner Frau ohne weiteres alles kaufen können, was gut und teuer war. Das wußte ich — und das wußte natürlich auch sie.

Natürlich verlor ich wirklich manchmal. Aber niemand kann mir abstreiten, daß ich ein ziemlich guter Kartenspieler bin, und niemand wird behaupten können, daß ich mehr verloren hätte, als ich verantworten durfte. Tatsächlich habe ich per Saldo nur gewonnen.

Die beste Nachricht für einen Mann

Als wir noch in Cannes waren, genau einen Tag, bevor wir von unserem guten Freund Prinz Rainer von Monako eingeladen waren, ihn zu besuchen, sagte meine Frau mir plötzlich, daß sie sich merkwürdig unwohl fühle und mich lieber nicht begleiten möchte.

Ich blieb beim Prinzen von Monako in Monte Carlo nur drei Tage und kehrte dann nach Cannes zurück und war voller Hoffnung, daß ich gute Nachrichten erhielte. Und es war tatsächlich das allerbeste, was ein Mann sich überhaupt wünschen konnte: Meine Frau erwartete ein Kind.

Auch diese frohe Stunde wurde uns etwas durch Zeitungsberichter vergällt. Sie hatten geschrieben, daß ich nur zum Spielen nach Monte Carlo abgereist wäre. Meine Frau wäre so böse, daß sie sich ins Bett gelegt hätte. Sie hätte sich geweigert, aufzustehen und mit mir zu fahren.

Wir waren beide viel zu glücklich, um uns lange mit diesen Dreckschleudereien aufzuhalten. Ich telegrafierte sofort nach Kairo, daß Schwester Iris, eine Pflegerin aus Cypern, die in England ausgebildet war, sofort herkommen sollte. Meine Frau kannte sie, weil sie sie schon einmal während einer Krankheit gepflegt hatte. Narriman hatte sehr großes Vertrauen zu ihr und fühlte sich in ihrer Nähe sofort sicher.

Schwester Iris flog nach Cannes und blieb bei meiner Frau. Jeden Tag achtete sie genau auf ihre Diät und machte mit ihr bestimmte gymnastische Übungen. Ich wollte nicht, daß Narriman auf unserer Jacht nach Ägypten zurückkäme. Denn wenn sie auch ein schönes Schiff hat, so ist sie doch für wirklich sanfte Fahrt zu schnell. Ich wollte nicht, daß Narriman eventuell durch den Wellengang unnötigen Strapazen ausgesetzt wurde.

Ich ließ sie daher mit der „König Fuad", einem der besten Passagierschiffe Ägyptens, zurückkehren, das gerade in dieser Woche in Cannes einlief. Meine Frau kam im Hafen von Alexandria in allerbester körperlicher Verfassung an.

Es wurde keine einfache Geburt. Ich blieb die ganze Zeit an ihrer Seite. Ich schlief auf einer Matratze, die ich auf eine niedrige Couch am Fuße ihres Bettes gelegt hatte, damit ich immer bei ihr sein konnte, wenn sie in der Nacht irgendwelche Wünsche hatte, und daß ich ihr doch nicht so nahe wäre, daß ich sie hätte stören können. Die Geburt war dramatisch. Der Doktor sagte zu mir: „Ich glaube, Eure Majestät, es würde jetzt helfen, wenn wir beteten."

Das Gedröhne der 101 Kanonenschüsse zur Geburt des Kronprinzen war für meine Frau und mich schöner als Musik. Ich saß auf dem Rand ihres Bettes und hielt ihre Hand. Sie lächelte mich stolz an und ich weiß, daß ich vor Glück weinte, als ich die beiden so voller Leben und Gesundheit vor mir haben durfte.

Ob mein Sohn eines Tages wieder König von Ägypten wird oder nicht — für uns wird er immer der König in der Familie sein.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Worldcopyright by Bulls. Alleiniges Abdrucksrecht für Deutschland DER STERN.
Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

IM NÄCHSTEN HEFT:
Meine Freunde in ägyptischen Gefängnissen — Die Wahrheit über meine Geldmittel — Palästinakrieg und Waffenskandal

Die Nacht ohne

Ein Kriminalroman von Peter Rennhof

So begann es: In dem Juweliergeschäft von Romual Rhoden wird eingebrochen. Ein Mann in giftgrüner Maske erschießt den Führer der Einbrecher und übernimmt selber den Befehl über die beiden Helfer Josse und Marabu, die einige Tage später wieder im gleichen Laden einsteigen. Ihr Ziel ist der Safe des Juweliers. Aber während sie noch dabei sind, das Schloß aufzubrechen, ertönt eine Stimme „Guten Abend, die Herren!" Ein alter Mann, den keiner kommen sah, steht hinter ihnen.

2. Fortsetzung

Die beiden schnellten herum und starrten in die Mündung eines blinkenden Revolvers. Der eine ließ vor Schreck die Lampe fallen, der andere sengte sich in seiner Verblüffung ein Loch in das eigene Beinkleid. Mit einem Fluch stellte er den Apparat ab. Dann hoben sie unaufgefordert die Hände hoch.

Der Alte ließ ein spöttisches Lachen hören. „Sie haben sich sicher in der Hausnummer geirrt, meine Herren! Bei Nacht kann so etwas schon mal vorkommen. Erst vor ein paar Tagen ist das einigen anderen Herren hier passiert. Sicher haben Sie von der Geschichte gehört. Oder waren Sie es etwa selber? Nun, wir werden sehen! Würden Sie so freundlich sein, die schamhaften Dekorationen vor Ihren sicher sehr interessanten Gesichtern zu entfernen?"

Die beiden zögerten. Die Augen hinter den Masken liefen gehetzt hin und her.

„Nun?" Der Alte trat nahe an sie heran. Seine Stimme wurde scharf. „Oder soll ich ein bißchen nachhelfen?"

„Eins können wir ja schließlich nur!" zischte der eine. „Entweder die Flossen oben behalten oder die Masken abnehmen. Stecken Sie Ihr Schießeisen weg, dann sieht die Sache schon anders aus!"

„Ich werde mich lieber selbst bemühen. Es ist mir angenehmer, Ihre Hände in der Luft zu wissen."

Blitzschnell zuckte seine Hand vor und riß dem Sprecher die Maske vom Gesicht. Im gleichen Augenblick traf ein unheimlicher Schlag seinen Hinterkopf. Der Alte brach zusammen und riß dabei den Rauchtisch um.

„Höchste Zeit, Chef!" sagte Marabu.

„Habt ihr geglaubt, ich lasse euch im Stich?" fragte es. Ein giftgrünes Gesicht schwamm im Halbdunkel. „Wo Satan seine Hände im Spiel hat, kann nichts schief gehen. Habe nicht übel Lust, den Burschen euerm Ete nachzuschicken! Kennt ihr ihn?"

Sie beugten sich über den Bewußtlosen. „Nee, Boß! Vielleicht Konkurrenz?" meinte Josse.

„Schon möglich!" nickte Marabu. „Ein Greifer ist's jedenfalls nicht."

„Laß uns verduften, Chef!" riet Josse Muras. „Die oben sind bestimmt von dem Lärm aufgewacht!"

„Angst?" fragte Satan spöttisch.

Mit einem Male flammte Licht auf. In der Tür oben an der Treppe stand Romuald Rhoden. Im Schlafrock, unter dem seine nackten Füße hervorsahen. „Um Himmelswillen!" flüsterte er entsetzt.

Satan stieß einen kurzen Zischlaut aus. Mit einem Satz war er an der Portiere zum Laden. Josse und Marabu folgten ihm. In vier, fünf Sekunden war das Zimmer leer.

Der Juwelier humpelte laut jammernd die Treppe hinunter. Die Angst um seine Juwelen ließ ihn alle Gefahren vergessen.

Unten blieb er bestürzt stehen. „Ein Toter!" schrie er und hielt sich am Geländer fest. „Polizei!"

Irene erschien oben an der Treppe. „Was ist denn, Pa?" fragte sie schlaftrunken.

„Banditen ... ein Toter ... Polizei!"

„Ein Toter?"

„Hier, zwischen den Sesseln!"

Irene kam die Treppe hinuntergestürzt und griff nach dem Telefon. Während sie die Polizei verständigte, öffnete Romuald Rhoden mit fliegenden Händen den Safe. Mit einem Blick stellte er fest, daß nichts fehlte. „Welch ein Glück!" stammelte er selig.

Irene beugte sich über den Mann zwischen den Sesseln. „Ob er wirklich tot ist?"

Der Alte mit dem aschgrauen Gesicht rührte sich nicht.

„Das soll die Polizei feststellen!" entgegnete Romuald Rhoden. „Laß uns lieber vorn im Geschäft nachsehen!"

Im Laden war alles unberührt. Die Tür stand offen. Das Sicherheitsgitter war zur Seite geschoben.

„Den Burschen kam es nur auf den Safe an."

„Sieht ganz so aus", sagte Irene einsilbig. Sie mußte an den Mann mit den hellgrauen Augen denken. Der hatte diesen Einbruch vorausgesehen — seltsam?

Die Sirene des Überfallkommandos wurde hörbar. Die Beamten sprangen noch während der Fahrt vom Wagen.

„Was ist los, Herr Rhoden?" fragte ein riesiger Oberwachtmeister. „Schon wieder ein Einbruch?"

„Nicht nur das! Im Hinterzimmer liegt ein Toter!"

„Was ...?"

Sie traten durch die Portiere.

„Wo liegt er denn?"

„Dort — zwischen den Sesseln!"

„Ich sehe nichts!" sagte der Oberwachtmeister. Der Platz zwischen den Sesseln war tatsächlich leer.

Auf einem der Sessel lag ein Zettel. „Man muß im rechten Augenblick wieder aufstehen können!" stand in kräftigen Zügen darauf.

Ausflug in die Rote Mühle

Frank Peters Villa lag in der Hummereistraße inmitten eines parkähnlichen Gartens. Eine hohe Mauer schützte das Grundstück vor neugierigen Blicken. Von der Straße aus konnte es nur durch ein breites schmiedeeisernes Tor betreten werden; es war Tag und Nacht verschlossen. Hinten grenzte das Grundstück an einen überwucherten Weg, der sich an der Mauer entlangzog. Über ihn konnte man im Schutz der Dunkelheit ungesehen in die Karlstraße gelangen.

Die Abgeschlossenheit, in der Frank Peters lebte, veranlaßte seine Nachbarn zu mancherlei Vermutungen. Aber bisher hatte noch niemand erfahren, was er tat und wovon er lebte.

Elisabeth Hogrefe, eine robuste, aber sehr ansehnliche Dame, führte ihm den Haushalt. Frank Peters hatte ihr das ganze Erdgeschoß als Wohnung überlassen. Dafür war die etwa vierzigjährige Witwe von Herzen dankbar. Sie las ihm jeden Wunsch von den Augen ab und betreute ihn unermüdlich und liebevoll, ohne aufdringlich zu werden. Da sie entfernt miteinander verwandt waren, nannte Frank sie der Einfachheit halber ‚Tante' oder — was sie lieber hörte — ‚Elisabeth'.

An diesem Abend um zweiundzwanzig Uhr betrachtete Elisabeth Hogrefe noch einmal kritisch den gewollt stutzerhaften Aufzug, in dem Frank vor dem Spiegel stand. Sie nickte beifällig. „Wenn die Dame, die du beeindrucken willst, tatsächlich aus dem Milieu stammt, das du mir geschildert hast, ist deine Aufmachung genau richtig!" sagte sie. „Ich würde dir allerdings noch eine Blume im Knopfloch empfehlen ..."

„Wunderbar", stimmte Frank zu und nahm eine weiße Nelke aus der Vase auf seinem Schreibtisch. „Sonst noch etwas?"

Elisabeth musterte ihn nochmals. „Nein, so geht es doch nicht!" meinte sie. „Bei deinem intelligenten Gesicht glaubt dir niemand den Trottel. Du mußt dich anders frisieren! Zieh' dir einen Mittelscheitel, und kämm' die Haare mehr seitwärts, nicht so streng nach hinten. So, nun siehst du schon einfältiger aus!"

„Schrecklich", sagte Frank zu seinem Spiegelbild. „Aber deine Einfälle sind unbezahlbar, Elisabeth."

e Morgen

Sie lächelte geschmeichelt. „So, und wenn du jetzt noch ein Monokel nehmen würdest, könnte man dich wirklich für einen reichen Tölpel halten."

„Glänzende Idee! Keiner von meinen wenigen Bekannten würde mich nun noch für Frank Peters halten! Und jetzt muß ich los! Auf Wiedersehen und vielen Dank, Elisabeth!"

Er verließ das Haus durch die Hintertür und ging zu der Mauer, die seinen Garten von dem schmalen Weg trennte. Hinter dichtem Gebüsch war eine kleine Tür verborgen. Er öffnete sie, sah sich noch einmal vorsichtig nach allen Seiten um und ging den Weg entlang, bis er sich unauffällig unter die Passanten in der Karlstraße mischen konnte.

Dann bog er in die Wasserstraße ein. Gegen dreiundzwanzig Uhr stand er vor der „Roten Mühle".

„Sagen Sie, lieber Freund", fragte er leutselig den Portier und drückte ihm einen Geldschein in die Hand, „ist die entzückende Dame wohl schon anwesend, die tagsüber in jenem Kaufhaus anzutreffen ist?" Er machte eine Kopfbewegung zum Kiosk Trude Pawlittas.

„Natürlich", grinste der Portier verständnisvoll, „bereits seit einer Stunde." Und da er sich dem großzügigen Herrn gern erkenntlich zeigen wollte, fügte er geheimnisvoll hinzu: „Aber Vorsicht, mein Herr! Das Mädchen hat einen verdammt eifersüchtigen Freund!"

„Ist der denn auch hier?"

„Nein, der hat sich schon seit einigen Tagen nicht mehr blicken lassen. Aber seine Freunde tragen ihm alles zu."

„Na, ich werde ja sehen!"

Frank Peters betrat die Bar. Er kümmerte sich nicht um die neugierigen Blicke, die ihm folgten. An der Theke bestellte er einen Nikolaschka, nippte daran und sah sich dann gelangweilt im Publikum um.

Kleopatra saß am Ende der Theke. Sie war allein und starrte melancholisch in ihr Sektglas, das vorläufig — solange sie selber bezahlen mußte — mit Selterwasser gefüllt war. Ihr schreiend grünes Abendkleid hatte ein verwirrendes Dekolleté.

Als sie bemerkte, daß der neue Gast sie einladend ansah, wich die Traurigkeit in ihrem Gesicht schlagartig einem gewinnenden Lächeln. Frank Peters gab der Dame unverhohlen zu verstehen, daß er ihre Gesellschaft zu schätzen wüßte.

„Ich bitte, keine falschen Schlüsse zu ziehen, mein Herr!" sagte Kleopatra, als sie neben ihm saß. „Das ist sonst nicht meine Art!" Sie war ganz Dame.

„Ich verstehe Sie, mein Fräulein", sprach Frank ernsthaft. „Man hat manchmal so Stimmungen . . . dann muß man einen Menschen haben, mit dem man sich vernünftig unterhalten kann, nicht wahr? Zum Wohl, mein Fräulein!"

Sie tranken Kognak und schütteten Sekt hinterher. Dann gab es einen Zitronenlikör und einen Cocktail. Danach bestellte Frank einen Boonekamp und schließlich puren Whisky. Mit dieser abwechslungsreichen Getränkefolge erreichte er dann bald sein Ziel.

Kleopatra begeisterte sich. „Du bist ein feiner Junge", lobte sie ihn mit glänzenden Augen. „Du weißt wenigstens, daß auch eine Dame Durst haben kann. Prost, Bubi!" Sie griff nach ihrem Glas. Aber bevor sie es zum Munde führen konnte, wurde es ihr aus der Hand genommen.

Kleopatra sah sich betroffen um. Auf dem Barhocker neben ihr saß ein Jüngling mit glänzendem Pomadenkopf und einem zerknautschten Gesicht. Er trank ihr Glas aus und grinste sie vielsagend an.

„Du hast wohl einen Sonnenstich, mein Junge", zischte sie wütend. Ihre Augen blitzten gefährlich.

„Halt die Klappe!" erwiderte der Pomadenjüngling herausfordernd. „Sonst erzähl ich Marabu von diesem Monokelfatzken!"

Frank Peters machte seiner Rolle alle Ehre. Er erhob sich würdevoll und sagte herablassend: „Unterlassen Sie diese Belästigungen, mein Herr! Die Dame be-

(Fortsetzung auf Seite 28)

Die Nacht ohne Morgen

(Fortsetzung von Seite 27)

findet sich in Gesellschaft, falls Sie es noch nicht bemerkt haben sollten! Oder haben Sie etwa auch die Augen mit Pomade verklebt?"

„Das wird dir teuer zu stehen kommen! Ich stoß dich aus'm Anzug!" drohte der andere und stieg von seinem Hocker. Aber bevor er seine Drohung wahrmachen konnte, griff der Geschäftsführer ein und beförderte den tatendurstigen Jüngling vor die Tür.

„Das hier ist nichts für uns", rümpfte Kleopatra nach dieser Unterbrechung die Nase. „Wollen wir nicht nach oben gehen? Da verkehren nur feine Leute, da passen wir besser hin!"

„Tut mir leid, Liebling", bedauerte Frank, „aber die oberen Räume dürfen nur von den Mitgliedern des ‚Klubs der Unentwegten' betreten werden, und außerdem nur im Frack."

„Ich weiß. Aber ich dachte, mit so 'nem flotten Kavalier! Na, dann bleiben wir eben hier."

Sie blieben an der Bar und tranken weiter. Um zwei Uhr mußte Frank eine Taxe bestellen, um Kleopatra nach Hause zu bringen. Jetzt konnte sie sich nicht mehr klar verständlich ausdrücken. Wo sie wohnte, hatte sie ihm schon vorher anvertraut: Paulsgasse 12.

„Oh . . . du bist ein rich . . . hick . . . tiger Kavalier!" versicherte sie mit schwerer Zunge. „Bringst mich sogar nach Hause! Kommst du noch ei . . . ein bißchen zu mir?"

„Ich weiß nicht . . ." Frank markierte den Ängstlichen. „Wenn nun dein Freund Marabu . . ."

„Keine Bange, Bubi", antwortete sie mühsam, „mit dem . . . hick . . . wirst du schon fertig. Der wohnt auch gar nicht bei mir, der wohnt bei dem . . . dem Pomadenkopp in der Kreuzstraße!"

„Na, dann kann ja nichts passieren!" Frank lächelte zufrieden.

Als das Taxi nach langer Fahrt das Ziel erreichte, sah Frank im Schatten des Hauses einige Gestalten herumlungern. Er zahlte und wies den Taxifahrer an, an der nächsten Ecke etwa zehn Minuten auf ihn zu warten.

Dann half er Kleopatra, die inzwischen eingenickt war, aus dem Wagen, reichte ihr den Arm und führte sie betont galant zu der dunklen Tür. Sofort waren sie von drei Männern umringt. Frank lehnte Kleopatra behutsam gegen die Mauer und drehte sich um.

„So", sagte er und schob die Manschetten hoch, „dann kann's ja losgehen!" Im gleichen Atemzug verabreichte er dem Mann mit dem Pomadenkopf eine kraftvolle Ohrfeige und ließ ihr einen sauberen Kinnhaken folgen. Der Mann sackte zusammen.

Josse und Marabu drangen auf ihn ein. Frank wich vorsichtshalber an der Mauer zurück. „Sieh einer an", grinste er, „das ganze Kriminalmuseum versammelt! Das wär 'ne Freude für den guten Prix!"

„Halt den Mund, mein Sohn!" knirschte Marabu. „Oder ich stopf ihn dir!" Mit gewaltiger Kraft ließ er seine Rechte vorschnellen. Frank sprang zur Seite, Marabus Faust prallte gegen die Mauer. Er brüllte vor Schmerz.

„Laß das Haus stehen, mein Junge!" freute sich Frank. Vorläufig brauchte er sich nur noch mit Josse zu beschäftigen. Aber Josse war nicht recht bei der Sache, das ganze war ihm nicht recht geheuer. Frank verabfolgte ihm eine Serie von Kinnhaken. „Hier, mein Guter! Das ist für die Frechheit, harmlose Leute zu belästigen!" Päng! „Ich werd's euch zeigen!" Päng!

O TANNENBAUM

In der Weihnachts-Beilage für die Kinder ist auf die Bastelanweisung auf Seite 24 in diesem Heft hingewiesen. Infolge des Streiks mußten wir eine Umstellung des Heftes vornehmen. Die Beschreibung für die Weihnachts-Beilage steht deshalb auf Seite 16. Bedingt durch den Druckerstreik ist die Beilage nur in einem Teil der Auflage enthalten.

„Bravo, Bubi!" rief Kleopatra von der Mauer her. „Gib's ihm!"

Nun war auch Josse kampfunfähig. Er lag neben dem Pomadenjüngling im Rinnstein. Inzwischen war Marabu wieder zu sich gekommen. Er tobte vor Schmerz und Wut und sah rot. Mit erhobenem Messer stürzte er sich auf Frank.

„Vorsicht, Bubi!" schrie Kleopatra.

Frank wich im letzten Augenblick aus. Der Stoß traf ihn in den linken Oberarm. Er fühlte einen stechenden Schmerz, Blut lief ihm warm über die Hand.

„Das hättest du nicht tun dürfen, mein Junge", sagte er eiskalt, unterlief seinen Gegner und drehte ihm mit einem Ruck den Arm aus dem Gelenk. Der Dolch fiel klirrend zu Boden. Marabu stöhnte auf und verschwand eilig durch die Haustür.

Kleopatra folgte ihm. Vorher drehte sie sich noch einmal um: „Das hast du fein gemacht, Bubi!" Sie war jetzt wieder ziemlich nüchtern. „Den Rest überlaß ruhig mir! Bye, bye!"

An der Ecke stieg Frank in das wartende Taxi. „Kleiner Morgensport erhält jung und frisch!" sagte er zu dem Fahrer, der besorgt auf das blutige Taschentuch blickte. „Harmlose Sache!"

Als sie die Hummereistraße erreichten, drückte er dem Taxifahrer ein gutes Trinkgeld in die Hand. „Damit Sie sich nicht allzu genau an die heutige Nacht erinnern!" sagte er lächelnd.

„In Ordnung, Herr! Friedrich Kempers weiß von nichts."

„Gut, Herr Kempers. Möglicherweise benötige ich Sie in den nächsten Tagen noch einmal."

„Sollte mich freuen, Herr. Ich stehe bis 22 Uhr am Bahnhof, nachher vor der ‚Roten Mühle'!"

Kurzer Besuch

Als der Kunsthändler Dlugosch Romuald Rhoden besuchte, saß der Juwelier in seinem Arbeitszimmer. Sein Knie machte ihm zwar noch zu schaffen, aber er hatte es satt, noch länger krank zu sein.

„Freut mich, daß Sie wieder auf der Höhe sind, lieber Rhoden!" begrüßte ihn der Kunsthändler. „Die Sache sah damals verdammt gefährlich aus. Wissen Sie eigentlich, ob die Polizei den Wagen schon festgestellt hat?"

„Wie sollte sie wohl?" erwiderte Rhoden. „Bedenken Sie, was Sie und die anderen Herren von dem Wagen gesehen haben. Es gibt unzählige dunkle Limousinen. Das ist alles, was wir wissen, und mit einer solchen Beschreibung kann kein Mensch etwas anfangen."

„Da haben Sie recht", meinte Dlugosch. „Und daß er keine Nummer hatte, besagt auch nichts. Am Tage fährt er bestimmt nicht ohne Nummer herum."

„Sagen Sie, lieber Freund", fragte der Juwelier, „sind Sie wirklich nur gekommen, um mit mir über diese Geschichte zu plaudern?"

„Na, hören Sie!" lachte Dlugosch. „Ich hielt es für meine Freundespflicht, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen! Außerdem wollte ich Sie fragen, ob ich Sie am Freitag wieder bei mir sehen werde."

„Das dürfte der Doktor kaum zulassen, Verehrtester", meinte Romuald Rhoden zweifelnd. „Er ist ohnehin verärgert, daß ich nicht mehr liege."

„Das glaube ich gern. Der Doktor ist äußerst genau. Zumindest seinen Patienten gegenüber."

Bald darauf verabschiedete sich Roderich Dlugosch.

In Dr. Rolands Praxis

„Du mußt zum Arzt", sagte Elisabeth Hogrefe sehr bestimmt zu Frank Peters, „und zwar sofort!" Sie stellte ihm eindringlich vor Augen, welche Komplikationen seine Verletzung nach sich ziehen könnte. Frank ließ sich schließlich von ihren abschreckenden Schilderungen überzeugen und machte sich auf den Weg zu Doktor Roland.

Der Arzt begrüßte ihn herzlich. „Kennen wir uns nicht bereits?" fragte er etwas unsicher.

„Wir haben uns gelegentlich im Klub gesehen, allerdings nur flüchtig. Zuletzt begegneten wir uns bei Romuald Rhoden."

„Richtig", erinnerte sich Doktor Roland, „es war am Tag nach dem Unfall meines Freundes Rhoden. Sie kamen darüber zu, wie ich mich mit Fräulein Irene unterhielt. Und, was führt Sie zu mir?"

„Ebenfalls ein kleiner Unfall." Frank machte seinen Arm frei.

„Wo haben Sie sich denn das geholt?" fragte der Doktor erstaunt, als er die etwa zehn Zentimeter lange Wunde sah.

„Kennen Sie Lohengrin?" fragte Frank.

„Wieso?" kam es verdutzt zurück. Doktor Roland musterte seinen Patienten mißtrauisch. Er schien an seinem Geisteszustand zu zweifeln.

„Nie sollst du mich befragen!" deklamierte Frank.

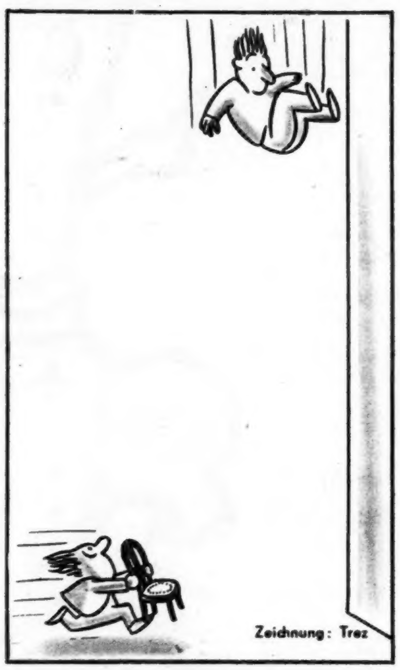
„Haha!" lachte der Doktor. „So ist das gemeint! Natürlich, Herr Peters!" Er sah sich die Wunde an. „Das war wohl ein Messer?"

„Das kann man wohl behaupten! Tobsuchtsanfall eines Eifersüchtigen!"

„Ideen haben diese Leute!" Der Doktor schüttelte den Kopf und begann, die Wunde zu säubern. „Wollen Sie bitte den Arm heben? Bereitet das Schmerzen? Nein? Gut, Herr Peters. Sie haben enormes Glück gehabt! Hätte leicht schlimmer ausfallen können."

Er legte einen neuen Verband an. „So, Herr Peters, für heute wäre das alles. Können Sie Freitag wieder vorbeikommen? Der Verband muß noch einmal erneuert werden."

„Gut, Doktor. Muß ich sehr vorsichtig sein?"



Zeichnung: Trez

„Wollen Sie etwa Rache üben?" fragte Doktor Roland amüsiert.

„Nein", lachte Frank, „das ist schon gründlich erledigt."

„Wenn Sie keine Schmerzen haben, können Sie den Arm ruhig gebrauchen."

„Bis Freitag also, Doktor!"

Mit drei dunklen Rosen

Unterwegs beschloß Frank Peters, Irene zu besuchen. Er ging in ein Blumengeschäft und kaufte drei dunkelrote Rosenknospen.

Als er das Geschäft betrat, traf er Irene allein an. Der Vater war oben in der Wohnung.

Frank verbeugte sich mit gespielter Grandezza und überreichte ihr die Blumen. „Frank Peters erlaubt sich, die Dame um einen der nächsten Abende zu bitten", sagte er würdevoll.

„Ah, der Herr hat sogar einen Namen?"

„Und noch dazu einen sehr wohlklingenden. Finden Sie nicht auch?"

„Sie sind sehr selbstbewußt, mein Herr."

„Man bringt es sonst zu nichts im Leben."

„Und wieweit haben Sie es gebracht?"

„Eine Gewissensfrage, mein Fräulein! Ihre Beantwortung ist einigermaßen schwierig."

„Ihr Rezept hat sich also nicht bewährt?"

„Schon! Aber es gibt Dinge, die man nicht mit einem Wort erklären kann. Man muß ein bißchen Zeit mitbringen."

„Sie spekulieren mit meiner Neugier, mein Herr!"

„Werden wir also zusammen ausgehen?"

„Hm — so etwas will ernsthaft überlegt sein."

„Wie lange?"

„Bis morgen . . ."

„Schön! Ich darf mir morgen also Antwort holen?"

„Ja, rufen Sie an. Am besten gegen Mittag."

„Irene!" erscholl es von oben aus der Wohnung.

„Mein Vater", sagte sie entschuldigend und wandte sich zu der Portiere. „Ich komme sofort, Pa!"

„Irene — ein schöner Name", sagte Frank. „Ob ich das auch einmal sagen darf?"

„Vielleicht!" Sie schob ihn lächelnd zur Tür.

Siebzehn Uhr

Marabu stand am Fenster seines neuen Quartiers in der Kreuzstraße und blickte schlecht gelaunt in die Dämmerung. Es war erst siebzehn Uhr. Die Dunkelheit kam früh.

„Wenn ich's heute nicht riskiere, freß ich einen Besen", schimpfte er.

„Der Boß will das nicht", warnte Josse, der auf einem wackeligen Stuhl vor einer Schnapsflasche saß. „Wir sollen uns doch bei Tage nicht sehen lassen!"

„Verdammter Blödsinn!" erregte sich Marabu. „Wir sind schließlich keine Sträflinge! Ich lasse mich nicht einfach einsperren! Auch vom Boß nicht! Ich will endlich wissen, ob sich das Mädel etwa mit diesem Monokelfritzen trifft!"

„Hör von diesem Kerl auf!" knurrte Josse und rieb sich in schmerzlicher Erinnerung das Kinn.

„Der Teufel soll ihn holen!" schnaubte Marabu.

„Warum nicht? Wenn sich's lohnt!" Von der Tür her ertönte eine spöttische Stimme.

Marabu drehte sich blitzschnell um und griff nach seinem Messer.

Josse ließ vor Schreck das Glas fallen. „Mann!" krächzte er hustend. Er hatte sich verschluckt.

Im Türrahmen erschien eine Gestalt im weiten Mantel, die Augen hinter einer dunklen Schutzbrille verborgen — Satan! Wieder einmal tauchte er in dem Augenblick auf, in dem vom Teufel die Rede war. Er kam herein und setzte sich an den Tisch. „Was ist mit dem Mann?" fragte er.

„Oh, — eigentlich nichts", wich Josse aus.

„Los, erzählt!" befahl der Mann mit einer Stimme, die keine Ausflüchte duldete.

Marabu schilderte etwas kleinlaut den Verlauf der nächtlichen Schlägerei vor der Haustür.

„Wie sah der Mann aus?" wollte Satan wissen.

„Schwer zu beschreiben, Boß", antwortete Marabu. „Auf jeden Fall war's ein besserer Pinkel. Monokel, weiße Gamaschen, — und dann reichte er Kleopatra sogar den Arm, als sie aus dem Taxi stieg . . ."

„Da habt ihr euch wohl einen Bären aufbinden lassen", meinte Satan überlegen. „Nach eurer Beschreibung müßte es sich um einen Trottel handeln! Aber der Mann ist kein Trottel! Sonst hätte er euch nicht verprügelt . . ."

Josse schwieg verlegen. Marabu fuhr hoch: „Und dann diese Gemeinheit! ‚Da ist ja das ganze Kriminalmuseum versammelt', hat er gesagt, als er uns sah."

„Was? Hat er das wirklich gesagt?" fragte Satan scharf. Er starrte Marabu feindselig an.

„Ich hab's genau gehört."

„Der Bursche interessiert mich. Dieser Äußerung nach muß er euch kennen." Satan sah nach der Uhr. Es war 17 Uhr 45. „Mitkommen!" befahl er kurz.

Satan ging voran. Er führte die beiden auf einen ausgefahrenen Feldweg. Etwas abseits in einem kleinen Wäldchen stand die dunkle Limousine. „Steigt hinten ein!"

„Wohin, Chef?" fragte Marabu.

„Zur Wasserstraße. Falls ihr den Burschen dort seht, dann klopft an die Scheibe."

Er selber nahm am Lenkrad Platz. Eine dicke undurchsichtige Glasscheibe trennte den Fond vom Fahrersitz. Die Scheinwerfer waren abgeblendet. Mit einem plötzlichen Ruck fuhr der Wagen in scharfem Tempo davon. Josse und Marabu fühlten sich kräftig durchgeschüttelt und fluchten.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Sternschnuppen

KOMFORT. In New York können die Straßenpassanten den Bau eines neuen Wolkenkratzers trotz eines riesigen Bauzaunes in allen Einzelheiten beobachten. Die Bauleitung hat in den Zaun in verschiedener Höhe Löcher gebohrt, so daß jeder Zuschauer — ob klein ob groß — bequem durchgucken kann. In Kniehöhe befinden sich Löcher mit der Inschrift: „Nur für Hunde!", handbreit über dem Boden: „Für Pekinesen!"

*

SPORT-KOSMETIK. Die Hockey-Spieler von Lüneburg waren ganz verzweifelt, als sie auf ihrem weißverschneiten Platz spielen mußten. Sie konnten den hellen Ball auf dem Spielplatz kaum sehen und schlugen alle Augenblicke in die Luft. Eine mitleidige Zuschauerin spendierte ihren Lippenstift, mit dem der Ball „gefärbt" wurde, so daß er wieder vom weißen Feld abstach. Selbst der pappige Schnee konnte den Ball nicht entfärben — der Lippenstift war kußecht.

*

HELDENTAT. Bei Milte, Kreis Warendorf, geriet eine Frau im Dunkeln vom Wege ab und stürzte in einen Löschteich. Ein vorbeikommender Autofahrer entdeckte die völlig Erschöpfte und zog sie aus dem Wasser. Als er die Ohnmächtige zu seinem Auto trug, stellte er fest, daß er seine eigene Frau gerettet hatte.

*

TRAINING. Auf Capri, dem Paradies der Extravaganz, erregt gegenwärtig ein junges Ehepaar Aufsehen, das hier seine Flitterwochen verbringt und beständig mit einer meterlangen goldenen Kette am Handgelenk zusammengefesselt durch die Gegend wandelt. Der 28jährige Ehemann Franco Tozzi aus Mailand erklärte, er wolle sich und seine Frau auf diese Weise beizeiten an „lebenslängliche Haft" gewöhnen.

*

KALBSKÖPFE? Aus Schlachthaus-Statistiken geht hervor, daß die Nachfrage nach tiefgekühlten Brustbeinen von Kälbern sprunghaft gestiegen ist. Die Brustbeine werden an kosmetische Chirurgen geliefert, die die Knorpelstellen der Kalbsknochen zur Schönheitskorrektur an Nasen- und Kinnpartie verwenden.

*

WERBUNG. Viele Bestellungen erzielte ein Prospekt, der von zwei Hamburger Buchhändlern ins gesamte Bundesgebiet versandt wurde. Es wurde ein Buch mit dem verheißungsvollen Titel „Bring Sonnenschein in Deine Nächte" angepriesen. Die einzelnen Kapitelüberschriften dieses Werkes lauten: „In der Wäsche knistert die Erotik", „Dienstmädchen sehen Bettprobleme", „Darüber schweigt der Mann . . .". Die Käufer waren bitter enttäuscht, denn die Broschüre klärt lediglich darüber auf, wie man das Schlafzimmer am zweckmäßigsten reinigt, die Betten richtig macht und das Badezimmer säubert. Wegen des unzüchtigen Inhalts dieser Werbung wurden die Urheber zu Geldstrafen in Höhe von 8000 DM verurteilt.

*

TREUE. Ein großer Bucherfolg sind die Erinnerungen der 75jährigen Amely Wortington in den Vereinigten Staaten. Amely berichtet anläßlich ihres 50jährigen Berufsjubiläums ausführlich von ihrem aufreibenden Leben, das sie nach ihren eigenen Worten „ausschließlich in den Dienst einer einzigen Sache stellte". Amely ist professionelle Taschendiebin. Fünf Jahrzehnte lang stahl sie, wie sie am Schluß ihres Buches schreibt, nicht um des Geldes, sondern um der „inneren Spannung" willen.

*

PRÄSIDENT I. R. Wenn Präsident Truman, der am 20. Januar 1953 sein Amt niederlegt, unvermögend wäre oder sich nicht irgendwo in der Industrie betätigen würde, könnte er nur noch ins Armenhaus ziehen. Ihm steht lediglich eine Pension in Höhe von 95 Dollar und 66 Cents für seine Dienste als Hauptmann der Reserve in der amerikanischen Armee zu. Für den Präsidenten der USA gibt es nach Abschluß seiner Dienstzeit keinerlei Ruhestandsbezüge.

FEUERSBRUNST IN EIS UND SCHNEE

(Fortsetzung von Seite 7)

kaum bewegen. Wenn zu der großen Kälte starker Wind kommt wird dem Körper die Wärme so schnell entzogen, daß bloße Hände schon in 30 Sekunden erfrieren können.

Das Jahr in der Nähe des Südpols war für die „Emile Victor"-Expedition ein Jahr intensivster Arbeit. Die Meteorologen gaben täglich ihre Beobachtungen über Funk weiter und halfen, das für Schiffahrt und Flugverkehr so wichtige Bild der Großwetterlage auszuweiten. Die Zoologen studierten Tierarten, von denen die Lehrbücher bisher kaum etwas wußten. Können Menschen in größerer Zahl hier leben, versuchten die Biologen festzustellen. Die Physiker interessierten sich für den Erdmagnetismus, und die Geologen machten Erdbebenmessungen und glaciale Untersuchungen. Und im Hintergrund stand der phantastische Plan, die Antarktis zu einem Kühlschrank für die ganze Welt zu machen, in dem man nach Belieben verderbliche Produkte, die nicht sofort Absatz finden, für Jahre lagern kann. Außerdem wollte man feststellen, inwieweit die dauernden Luftbewegungen am Südlichen Polarkreis, der windigsten Gegend der Welt, als neue Energiequelle ausgewertet werden können.

Immer tauchten neue Probleme auf: Nicht nur für die Forscher, auch für die Techniker und den Arzt. Eines Tages erkrankte der Erste Funker an Darmverschlingung. Nur ein schneller chirurgischer Eingriff konnte ihn retten. Dr. Cendron entschloß sich zur Operation. Die Wände des Aufenthaltsraums wurden in aller Eile mit Leintüchern verkleidet. Dann legte man den Kranken auf den blanken Tisch. Der Zweite Funker machte nach Angaben Dr. Cendrons die Narkose. Der Schlosser und ein Meteorologe übernahmen die Rollen von Krankenschwestern. Zweieinhalb lange Stunden dauerte die Operation. Aber sie gelang.

Oft führten die Forschungsarbeiten die Männer einige hundert Kilometer weit ins Innere des Eiskontinents, entweder auf Hundeschlitten oder im „Wiesel", dem Raupenkettenfahrzeug. In jedem Fall war es ein gefährliches Unternehmen.

Der Mann, der mit dem Hundeschlitten unterwegs ist, schaut ängstlich nach dem gefürchteten weißen Streifen am Horizont, der aufkommenden Sturm anzeigt. Wenn sich ein Blizzard ankündigt, werden gleich die Hunde angehalten; denn es bleibt nur noch eine halbe Stunde, um ein Zelt aufzurichten. Die Zelte sind so konstruiert, daß sie einem Sturm von 130 Stundenkilometern standhalten, aber sie können nicht mehr aufgestellt werden, wenn der Sturm bereits 80 Stundenkilometer überschreitet.

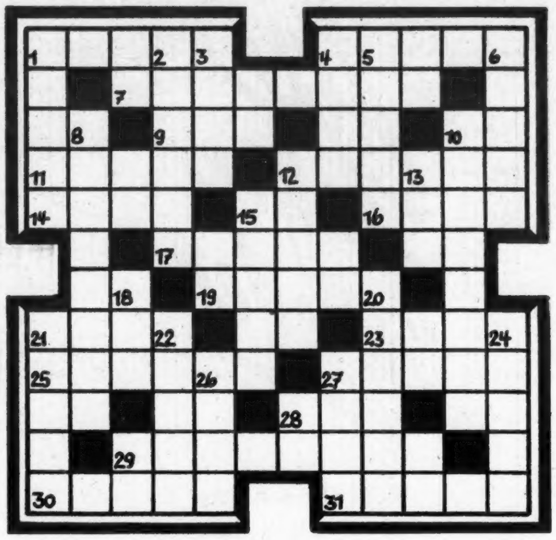
Eine der interessantesten Entdeckungen der Männer von Port Martin sind die Kaiser-Manchots, mannsgroße Riesenpinguine, über deren Lebensgewohnheiten man bisher so gut wie nichts wußte und die noch nie fotografiert worden waren.

Am 20. Juni, dem kürzesten Tag des antaktischen Jahres, brachen die Zoologen und Biologen im „Wiesel" auf und erreichten trotz des Blizzards am übernächsten Tag die Halbinsel Pointe Géologie. 5000 Kaiser-Manchots waren dort auf einem Haufen versammelt. Zuerst glaubte Barré, der am Steuer saß, es handelle sich bei der ungeheuren schwarzen Masse um einen Felskegel. Die riesigen Vögel standen dicht aneinandergedrängt mit eingezogenen Köpfen und Flügeln. Beim Näherkommen sahen sie aus wie eine gewaltige Rugby-Mannschaft, die zum Kampf angetreten ist. Die Kaiser-Pinguine, denen auch der stärkste Schneesturm nichts anhaben kann, erledigten gerade gemeinsam das wichtigste Geschäft des Jahres: sie brüteten. Jedes Weibchen legt nur ein Ei, das es auf seine Füße fallen läßt. Dann scheidet es eine Flüssigkeit aus, die das Ei einhülllt und gegen Kälte isoliert. Das Ei bleibt auf den Füßen liegen, bis der junge Kaiser ausschlüpft. Der ausgewachsene Kaiser, der eine schieferschwarze Jacke und eine weiße Weste trägt, hat erstaunliche Kräfte. Ein Schlag seiner kurzen Flügel genügt, um einem Menschen Arm oder Bein zu brechen. Ein Expeditionsmitglied hatte einen Kaiser dadurch erzürnt, daß er seine Temperatur messen wollte. Da zertrümmerte dieser Gegner des Thermometers dem Forscher mit einem einzigen Schnabelhieb die Nase.

*

Nach dem Brand von Port Martin nahm die „Tottan" die französische Südpolexpedition mit nach Hause. Nur sieben Mann blieben in Pointe Géologie zurück. So können die Funkstationen in aller Welt auch heute noch den Ruf hören: „Achtung! Achtung! Hier spricht Adélie-Land. Wir geben Wettermeldungen . . ."

KREUZWORTRÄTSEL

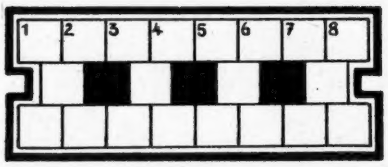


Waagerecht: 1. Blume, 4. Teil des Laubbaumes, 7. finnisch-russische Waldlandschaft, 9. Mündungsarm des Rheins, 11. ostindischer Reisbranntwein, 12. Einsiedler, 14. tropische Getreidepflanze, 16. Blume, 17. Oper von Giacomo Puccini, 19. berufl. Ausbildungszeit, 21. Raummaß der Forstwirtschaft, 23. Klebemittel, 25. griechische Göttin der Weisheit und Kunst, 27. Hafenstadt auf japanischen Insel Hondo, 18. alkoholisches Getränk, 29. das menschliche Bewußtsein für Recht und Unrecht, 30. päpstliche Krone, 31. weiblicher Vorname.

Senkrecht: 1. Amtstracht, 2. schloßartiges Bauwerk, 3. Ritter der Artus-Runde, 4. alkoholisches Getränk, 5. inneres Organ, 6. Verwandte, 8. früher schnelles Segelkriegsschiff. 10. Bezirk, Abteilung, 12. Laubbaum, 13. Pöbel, 15. DNebenfluß der Rhone, 18. Waldtier, 20. Rabenvogel, 21. Mischgericht, 22. deutscher Komponist (1873 bis 1916), 24. Insel im Mittelmeer, 26. Abfluß des Ladogasees in den finnischen Meerbusen, 27. Schnürloch.

SILBENBAND

Aus den Silben: an — fer — gen — go — ha — ka — la — ma — ni — ni — now — re — ro — stadt — ster — strand — ta — te — to — ve — sind die in die Felder der Figur einzutragen. Je zwei Wörter haben eine gemeinsame Mittelsilbe, die oben nur einmal aufgeführt ist. Bei richtiger Lösung der Aufgabe nennen die Mittelsilben — von links Bedeutung der Wörter: 1. eßbare Frucht, 2. russisches Herrschergeschlecht, 3. Dünengras, 4. niedersächsische Kreisstadt, 5. portugiesische Afrikakolonie, 6. bedeutender indischer Dichter und Philosoph (1861—1945), 7. vorchristliche assyrische Hauptstadt, 8. Flüssigkeitsbehälter.



SILBENRÄTSEL

Aus den Silben: a — ba — ber — bob — bu — da — de — del — di — dy — e — el — en — end — es — fo — frei — gall — gat — gau — gel — hal — he — im — is — ka — ke — kel — kli — lauf — le — lig — lis — ma — man — mi — mit — mus — na — na — nach — ne — ne — net — ni — o — pe — ra — rath — re — re — rek — rel — ri — ri — ri — rin — sig — stadt — strut — tan — te — ti — tor — tor — ul — un — ze — zy — sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben — beide von oben nach unten gelesen — einen Vers von Ludwig Uhland ergeben:
1. afrikanisches Rind, 2. Nebenfluß der Saale, 3. deutscher Schriftsteller (1810—1876), 4. italienische Stadt an der Adria, 5. vorderasiatische Republik, 6. Höhepunkt eines Wettrennens, 7. Sprengstoff, 8. päpstliches Rundschreiben, 9. Singvogel, 10. idealistischer Philosoph (1770—1831), 11. Nadelbaum, 12. Machtstreben, 13. Stadt an der Elbe, 14. weiblicher Vorname, 15. reicher Mann, 16. Zusammenbruch, 17. Lachsart, 18. Abtrünniger, 19. hoher städtischer Beamter, 20. Brettspiel, 21. Speisewürze, 22 Apfelart, 23. früher hoher chinesischer Staatsbeamter.

1. .... 12. ....
2. .... 13. ....
3. .... 14. ....
4. .... 15. ....
5. .... 16. ....
6. .... 17. ....
7. .... 18. ....
8. .... 19. ....
9. .... 20. ....
10. .... 21. ....
11. .... 22. ....
23. ....

NEUE FÜSSE

Lei — Tang — Kate — San — Band — Kaste — Sau — Paul — Bau — Gas — Mai — Ding — Messe — Tal — Mark — Bon.
Den vorstehenden Wörtern ist je ein Buchstabe anzuhängen, so daß neue sinnvolle Wörter gebildet werden. Die hinzugefügten Endbuchstaben ergeben — in der angegebenen Reihenfolge hintereinander gelesen — ein kleines Sprichwort. (ch = ein Buchstabe.)

Auflösungen aus Heft Nr. 50:

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Ion, 3. Odin, 6. Goa, 9. Skat, 11. Raps, 12 Odessa, 13. rar, 15. Dur, 18. Tell, 21. Putte, 22. Order, 23. Paris, 24. Reise, 25. Tand, 28. Ade, 30. Ger, 33. Leiden, 35. Senf, 36. Urne, 37. Elz, 38. Dill, 39. Tee.
Senkrecht: 1. Isa, . Oker, 4. Diele, 5. Insel, 7. Oper, 8. Ast, 10. Tor, 11. Rad, 14. Astrid, 16. Undine, 17. Oppa, 18. Test, 19. Lord, 20. Ares, 26. Alibi, 27. Nadel, 28. Adel, 29. Elf, 30. Gnu, 31. Rune, 32. Ase, 34. See.
Magischer Diamant: 1. K, 2. Mal, 3. Maria, 4. Karosse, 5. Liste, 6. Ase, 7. E.
Farbenfrohe Falter: Basel, Grete, Meise, Ruder,, Miete,, Wanze, Maske, Lappe, Reise, Henne, Spanier, Liese, Perle, Bozen, Leier, Kette, Karte, Frost, Bande, Biene, Kante, Hafen, Schacht, Aller, Eiter, Thema, Karin, Rappe, Tafel, Thale, Bauer, Schelle, Wende, Blase, Haube, Feger, Brest; die Mittelbuchstaben ergeben: **Seidenspinner, Zitronenfalter, Pfauenauge.**
Magisches Quadrat: 1. Lasso, 2. Aster, 3. Stein, 4. Seiba, 5. Ornat.
Kleine Reise: Kiel — Knie — Kino — Nino — Bonn — Bann — Nabe — Rabe — Gera.

„Die zwei Strophen wirst du noch aushalten können"

„Ich überlege mir gerade, ob wir wirklich Geld für einen Baum ausgeben wollen?"

Alle Jahre wieder...

Zeichnungen Kurt Halbritter

„Das Holz war doch zu frisch"

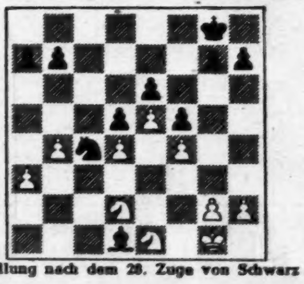
„Das Kleid würde gut zu den Socken passen, die ich für dich ausgesucht habe!"

„Alfred . . ."

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger
DER ÜBERLEGENE SPRINGER!
Partie Nr. 151

Französisch, gespielt auf der Schacholympiade in Helsinki, im Länderkampf Deutschland—Ungarn.
Weiß: Rellstab Schwarz: Florian
1. e4 e6 2. d4 d5 3. Sc3 Lb4 4. e5 c5 5. Ld2 Se7 6. Sb5 L×d2+ 7. D×d2 0—0 8. c3 Sbc6 9. f4 (Damit hat Weiß sein Bauernzentrum bestens geschützt und wenn nicht das bessere, so zum mindesten das freiere Spiel erlangt.) 9. . . . c×d4 10. c×d4 Db6 11. Sf3 Ld7 12. Sc3 Tac8 13. Le2 f5 14. 0—0 Sa5 15. b3 Tc7 16. Tac1 Tfc8 17. Ld3 Db4 18. Se2 (Die Einleitung einer großen Tauschaktion mit dem Ziele, sich durch den Raumvorteil doch noch geringe Gewinnmöglichkeiten offen zu halten.) 18. . . . Sac6 19. D×b4 S×b4 20. T×c7 T×c7 21. Tc1 Tc6 22. T×c6 Se×c6 23. Sc1 (Deckt alles, nun droht eventuell ein Hinüberspielen des weißen Königs zum Damenflügel.) 23. . . . Le8 24. a3 S×d3 25. S×d3 Lh5 26. Sde1 Sa5 (Eine schwere Verkennung der Position, seinen schlechten Läufer sollte Schwarz abtauschen, dann hätte die Partie vermutlich mit einem Unentschieden geendet.) 27. Sd2 Ld1 28. b4 Sc4 (Der entscheidende Fehler, notwendig war Sc6 mit Remisschluß.)



Stellung nach dem 28. Zuge von Schwarz

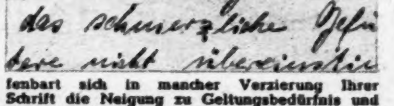
29. S×c4 (Den schwarzen Springer tauscht Weiß gern. Jetzt hat Schwarz in Anbetracht der Tatsache, daß die weißen Bauern fast alle auf schwarzen Feldern stehen, einen schlechten Läufer, der nichts drohen kann. Die Überlegenheit des Springers tritt in dem folgenden Teil der Partie klar in Erscheinung.) 29. . . . d×c4 30. Kf2 b5 (Vormarsch des c Bauern wäre natürlich zwecklos, da der Bauer rasch verloren ginge.) 31. g3 Kf8 32. Ke3 Ke7 33. Kd2 Lh5 34. Sc2 (Nun tritt der Springer in Aktion. Die Gewinnführung ist ein Musterbeispiel für die Handhabung derartiger Endspiele. Vorbildlicher als Rellstab dasselbe behandelt, kann es nicht demonstriert werden.) 34. . . . Le8 35. Kc3 a6 36. a4 h6 37. a×b5 a×b5 38. d5 e×d5 39. Se3 Ke6 40. Kd4 Lc6 41. Kc5 d4 42. K×d4 Le4 43. Sd1 Lc6 44. Sc3 Le8 45. Kc5 Ke7 46. Se2 Lh5 47. Sd4 c3 48. K×b5 Ld1 49. Kc4 c2 50. Sb3 Ke6 51. Kd4 g5 52. b5 g×f4 53. g×f4 Kd7 54. Ke3 Ke6 55. Kd2 c1D+ 56. S×c1 La4 57. Se2 Schwarz gibt auf.

Ein Triumph des Springers!

Graphologie

Schriftbild und Schriftanalyse von I. St., weiblich, 34 Jahre

In Ihrer Schrift machen sich Ich- und Willensbetonungen bemerkbar, so daß man nicht immer von einem bescheidenen, anspruchslosen und verträglichen Menschen sprechen kann. Wohl sind Sie anpassungsfähig, aber nicht immer anpassungswillig. Häufig gehen Sie hartnäckig Ihren eigenen Weg. Aber Wohlwollen, Zuneigungsfähigkeit und Freundlichkeit sind auch zu erkennen, je nach Stimmung und Laune. Sie sind also ein innerlich nicht ganz ausgerichteter Mensch, sondern etwas berechnend und auf den eigenen Vorteil bedacht. Gleichzeitig of-



fenbart sich in mancher Verzierung Ihrer Schrift die Neigung zu Geltungsbedürfnis und etwas Eitelkeit. So bereitet es Ihnen Freude, wenn man Ihnen Anerkennung zollt oder wenn Sie andere irgendwie überragen können, sei es stellungsmäßig oder leistungsmäßig. An manchem Wortende macht sich ein kleines Egoismushäkchen bemerkbar. Stark lassen Sie sich von Ihren Gefühlen leiten. Zu allen Dingen nehmen Sie eine gefühlshafte Einstellung ein, in alles legen Sie Ihre persönlichen Stimmungen und Empfindungen. Haben Sie sich für etwas begeistert oder setzen Sie sich für eine Sache ein, so sind Sie größerer Hingabe fähig und verschmelzen mit dem seelisch ergriffenen Gegenstand. Sehr empfänglich sind Sie für alle Eindrücke von außen und für Sinnenreize. Für geistige, theoretische und abstrakte Dinge haben Sie wenig Sinn. Arbeitsmäßig sind Sie sorgfältig und gewissenhaft. Da Sie sich nicht gerne in Ihr Inneres blicken lassen und da Sie außerdem etwas berechnend sind, werden Sie auch nicht immer Ihre wahre Meinung zum Ausdruck bringen.

——— Hier ausschneiden! ———

Wenn Sie mit einer Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

STERN-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schiftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 51/52

Leserbriefe

Nee, wissen Se, nee

In Deiner Nr. 49 will uns Prof. Körner in Deinem Artikel „Soweit ist es schon!" weismachen, das Tauscher Strumpf-Plakat sei „erotisch völlig neutral". Da kann man nur sagen: „Nee, nee, wissen Se, nee, nee!" Strafverteidiger Dr. Schacke, Duisburg, bringt diese Reklame sogar mit griechischer Kunst in Verbindung. Du wirst mich wohl für einen alten Mukker halten, aber das bin ich mitnichten! Ich glaube nur, man sollte doch die Kirche im Dorf lassen.

Gr. Hansdorf — Traxler

Mit leeren Händen

Der STERN hat sich oft der Flüchtlinge angenommen. Auch bei mir ist die Not groß. Wir sind im Juli zwei Jahre aus der Ostzone fort, sind aber keine Flüchtlinge, sondern Schwarzgänger und bekommen deshalb keine der üblichen Hilfen. Wir haben fünf Kinder, drei Mädels im Alter von zwölf, acht und zwei Jahren, und zwei Jungens von fünf und vier Jahren. Mein Mann ist stark zuckerkrank, und nur weil er schon so lange arbeitslos ist, bekommt er eine Arbeitslosenfürsorgeunterstützung. Das reicht kaum zum Leben. Denn wenn mein Mann mir und den Kindern noch ein paar Jahre erhalten bleiben soll, muß er strengste Diät einhalten. 200 g Brot, sonst Gemüse und wieder Gemüse, denn für etwas anderes reicht es ja nicht. Höchstens, wenn es Geld gibt, ein paar Heringe, dann ist für uns ein Festtag. Wie alle Kinder hoffen auch meine, etwas vom Christkind zu bekommen, und ich stehe da mit leeren Händen. Es ist schon so kalt hier, die Kinder haben eine halbe Stunde Weg zur Schule zu laufen und sind kaum warm genug angezogen. Wie gern würde ich etwas nähen und zurecht machen, aber wovon?

Hilden — Fabricius

Lieber als Knobelbecher

Ja, soweit sind wir schon mit der freien Demokratie, und es wird noch schlimmer kommen im Lande der Verbotsschilder. (STERN Nr. 49). Unzüchtige Gedanken können beim Anblick dieses Plakats nur Menschen mit einer schmutzigen Phantasie haben. Dies ist meine Meinung. Wenn man den züchtigen „Oberstaatsanwalt" so auf dem Bild betrachtet, tut er mir eigentlich leid. Wozu lebt der Mann eigentlich; er ist mit sich selbst und der Welt nicht zufrieden und nimmt an wohlgeformten Frauenbeinen Anstoß. Ob er wohl noch den lieben Gott verklagen wird, der zum Glück mehr schöne Frauenbeine geschaffen hat als griesgrämige Oberstaatsanwälte? Mir sind jedenfalls Menschen lieber, die sich für wohlgeformte Mädchenbeine mehr interessieren als für Marschmusik und Knobelbecher.

Düsseldorf — M. Curt

Erinnerungen

In Nr. 47 bringt der STERN einen Bildbericht „Treffpunkt Swakopmund" und ruft damit längst vergangene Erinnerungen wach. Das im Bild dargestellte Denkmal wurde am 26. Juni 1908 enthüllt. Wir lagen mit dem Kanonenboot SMS „Panther" in der Walfischbay und wurden plötzlich nach Swakopmund beordert. Dort ging eine Ehrenkompanie mit Musikkorps unter Führung von Oblt. z. See Scheel an Land. Ich war rechter Flügelunteroffizier dieser Ehrenkompanie. Wir nahmen am Denkmal Aufstellung, das nach einer Ansprache unseres Kommandanten, Korvettenkapitän Fuchs, enthüllt wurde. Die Hülle ließ der Oberbootsmannsmaat Höreljau fallen. Das einzige Bild, das von dieser Feier existierte, ist bei meiner Flucht aus Polen verloren gegangen. Wo die Angehörigen der damaligen Panther-Besatzung wohl jetzt leben mögen!

Itzehoe — A. Bermig

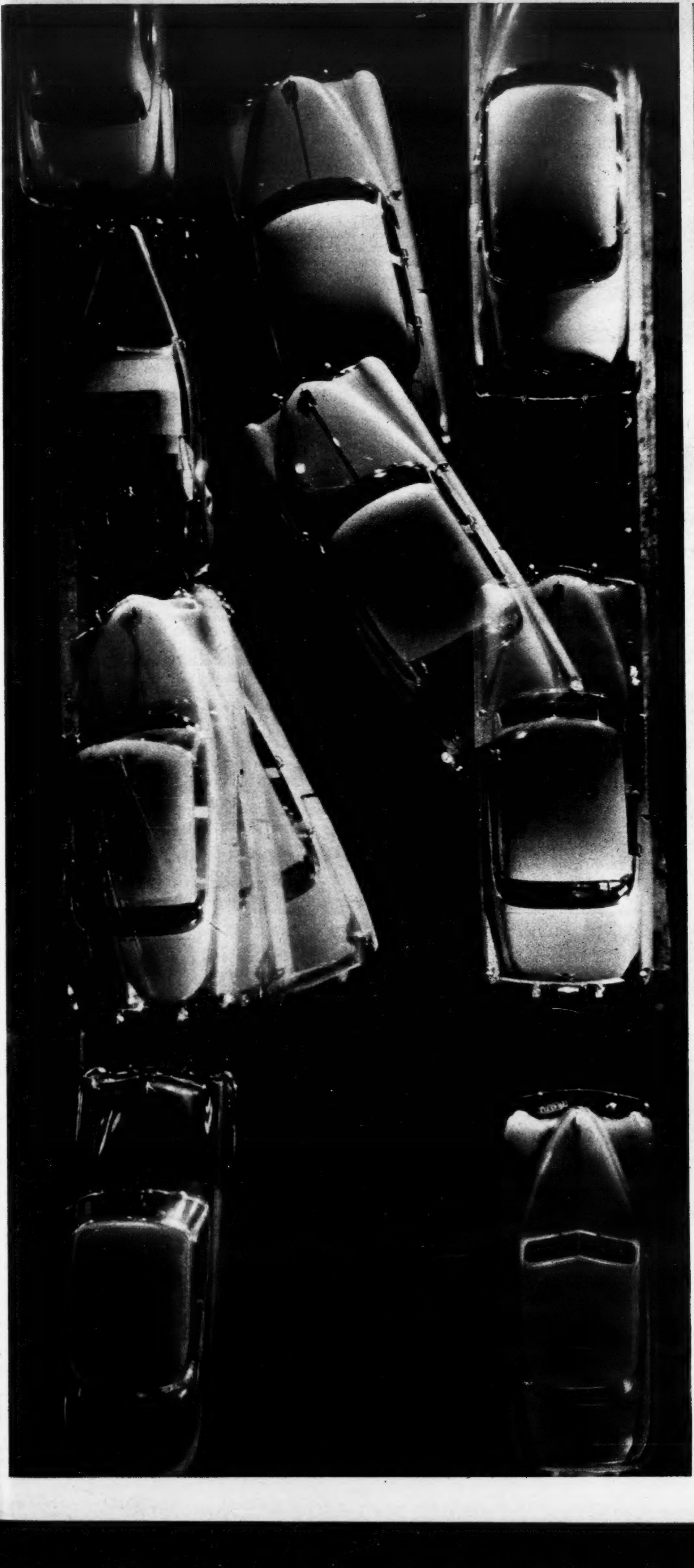
In Sachsen verboten

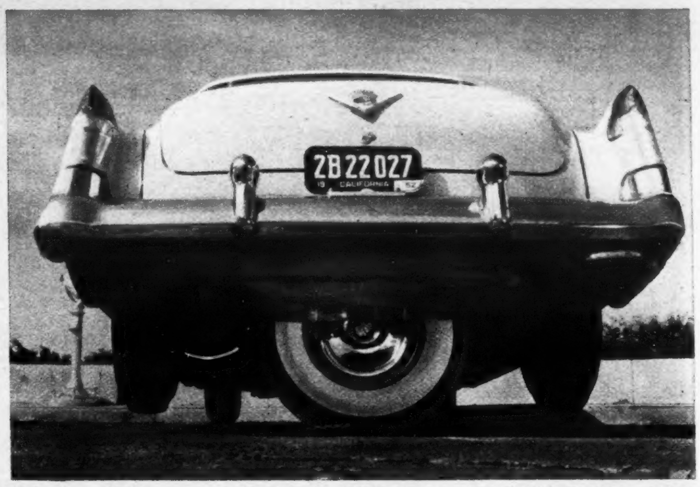
In Heft 44 vom 2. November halte ich die Unterschrift „Man trägt jetzt Raubtier" für unmöglich; denn der aus einer Kreuzung eines Leoparden mit einem artgleichen Raubtier stammende Gattoparde trägt die Wildheit und den Blutdurst des Leoparden in sich und kann plötzlich in einer solchen verkehrsreichen Stadt wie Rom gefährlich werden. Zumindest müßte er, wenn in Rom ein solches Raubtier als Begleiter erlaubt wäre, auf der Straße einen festen Maulkorb tragen, der ihm das Zubeißen unmöglich macht. In Sachsen, von wo ich als Flüchtling stamme, würde ein solch gefährlicher Straßenbegleiter sofort von der Polizei verboten. Auch im Hause eines Bürgers würde das Tier nicht geduldet wegen seiner Gefährlichkeit.

Bennhausen — Mitschke

DER STERN erscheint wöchentlich im VERLAG HENRI NANNEN GMBH., Hamburg 1, Curienstr. 1, Tel. 32 10 04, Fernschreiber: Hamburg 0 211 183. Chefredakteur: Henri Nannen. Stellv. Chefredakteur: Karl Beckmeier. Bildredakteur: Helmut Wahl. Redaktion: Lore Bollermann, Dr. Horst Claus, Günther Dahl, Jürgen v. Kornatzki, Günter Radtke, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Wolf Uecker. Berliner Redaktion: Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Tel. 24 65 51. Süddeutsche Redaktion: Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostraße 5, Tel. 5 53 53, Fernschreiber: München 063 447. Westdeutsche Redaktion: Friedrich Böltz, Düsseldorf, Scharnhorststr. 6, Tel. 4 84 67. Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH., Hamburg 1, Curienstr. 1 (Pressehaus), Tel. 32 10 04. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 11 vom 1. 1. 1952. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hbg. 1, od. Postscheck Hambg. 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, Monatsabonnement 1,91 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der STERN darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden.
Diese Nummer wurde während des Streiks hergestellt von den Redakteuren des STERN und den Abteilungsleitern und kaufm. Angestellten der Fa. Gruner & Sohn.

Des Autofahrers Weihnachtsüberraschung





*Aus dem **Kofferraum** senkt sich das fünfte Rad zur Erde. Wie ein Wagenheber nimmt es die ganze Last der Achse mit den beiden Hinterrädern auf. Nun kann das Auto ohne weiteres nach links und rechts zur Seite eingeschwenkt werden*

Das 5. Rad am Wagen

Raum ist in der kleinsten Lücke, wenn man mit Brooks Walkers „5. Rad am Wagen" ausgerüstet ist. Der kanadische Holzhändler löste das Problem, ein vier Meter langes Auto auf einem Raum von knapp viereinhalb Metern zwischen zwei parkende Wagen hineinzumanövrieren. Nun braucht der Fahrer nicht mehr den Platz, den das rechte Auto auf dem Bilde links benötigt, um sich rückwärts an den Straßenrand zu schlängeln. Das linke Auto zeigt, mit wie geringem Raum Brooks Walker auskommt. Er steuert die Vorderräder an den Bordstein und schwenkt sein Auto auf einem fünften Rade ein.. In wenigen Sekunden „sitzt" es in der Lücke. Ein kleiner Nachteil ist dabei. Das rechtwinklig zu der Hinterachse angebrachte Schwenkrad nimmt den ganzen Kofferraum in Anspruch. Der Umbau und die Verlegung des Benzintanks vor die Hinterachse werden knapp 800 DM kosten, wenn das „5. Rad" in Massenproduktion gefertigt wird. Der Erfinder will seine Schwenkvorrichtung auf die Fließbänder im Autozentrum Detroit geben. Die Amerikaner nennen den Mechanismus die „Weihnachtsüberraschung" für den Autofahrer. „So nutzlos wie ein fünftes Rad am Wagen", hieß es bisher. Der Vergleich hinkt ab jetzt.

__Ein Ruck nach links.__ Der schwere Wagen gleitet mühelos in die Lücke am Straßenrand. Das ist Maßarbeit bei den wenigen Zentimetern Spielraum. Der ganze Vorgang mit Herunterlassen und Hinüberschwenken dauert etwa neun Sekunden

__Haargenau__ füllen Rad und Mechanismus den Kofferraum. Der Tank, der sich sonst hier befindet, wird vor die Achse verlegt

__Ein Kettenantrieb__ wie beim Fahrrad überträgt die Kraft des Motors. Vom Steuer aus wird das Auto eingeschwenkt

Der Seide und der Reiher Wellen *umspülen Mrs. Winston Guest, die Gattin eines Stahlbarons. Madame ist unbestritten eine Leuchte unter den gekrönten Häuptern der Dollar-Aristokratie. Die Fotografen knieten vor ihr nieder, aber die Tänzer machten einen Bogen, denn keiner brachte es fertig, an die millionenschwere Dame heranzukommen*

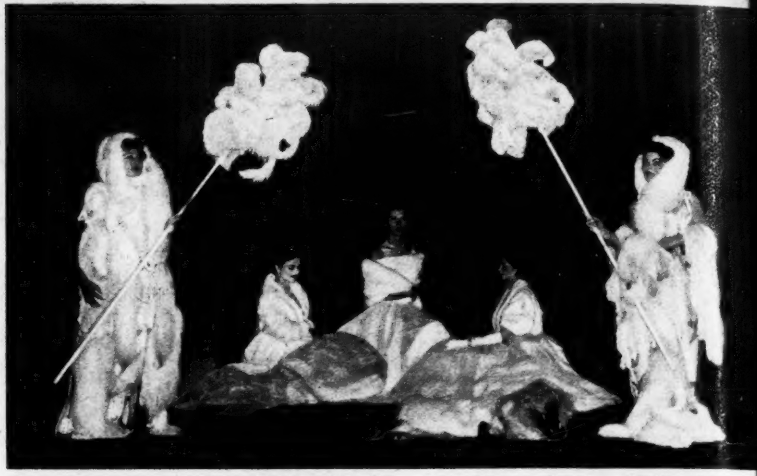
***Ein Schätzchen** trägt Mrs. Cornelius Whitney um den Schwanenhals. Die Kette kostet runde 4,5 Millionen Dollar und die Nerven der Detektive*

***Filmstars** zur Dekoration: Virginia Mayo und ihr Kollege Michael O'Shea. Seit 1947 sind sie glücklich verheiratet*

Millionen am Halse

Wohltätigkeitsball der Millionäre zugunsten der Krebsforschung in New York

Das Plaza-Hotel hat für das größte gesellschaftliche Ereignis dieses Winters eigens drei Dutzend Privatdetektive engagiert. Jeder Gast, der seine 100-Dollar-Eintrittskarte abreißen läßt, wird unauffällig, aber mit eindringlichen Blicken aufs Korn genommen. Wer hier an diesem Abend den Sektkelch leert, der gehört zu den oberen Zehntausend. Das Direktorium des Hotels hat ausgerechnet, daß das Geschmeide, das die Millionärsgattinnen spazieren tragen, wenigstens 5 Millionen Dollar wert ist. Als die Galanacht zu Ende ging, gab es 36 völlig erschöpfte Detektive.



***Mitternachtsrevue** auf dem Eisbärenfell. Zur „unerreichbarsten Frau" wurde Mrs. Astor gewählt. Beim Fotografieren verzieht sie keine Miene. Auch der Scheck, den sie der Krebsforschungs-Gesellschaft übergab, blieb unerreicht. Er hatte eine fünfstellige Zahl*

LEGIONÄRSWEIHNACHT AM SCHWARZEN FLUSS *Er denkt an zu Hause, an die Eltern, an die Weihnachtsstube daheim: der französische Fremdenlegionär Heinze aus Westfalen sitzt zusammen mit seinem Boy, der sein Waffenkamerad ist und für ihn das Gepäck trägt, unter dem Tropenhimmel und feiert Weihnachten. Die Kerze, das Buschmesser, eine Schachtel Zigaretten, eine Kiste Bier und heute ein Stück Heimweh – das ist sein einsames Christfest vorm Feind. FOTO: Erkelenz*

Diadem und Pleureuse: Mrs. Winston Guest aus Boston, nachdem sie um 2 Uhr morgens als schaumgeborene Aphrodite dem Reihermeer entstiegen war FOTOS: dpa

DAS GOLD DER ENGEL RAUSCHT und knistert in der warmen Luft der Kerzen. Rauschgoldengel sind Nürnbergs Weihnachtsgabe wie Pfefferkuchen und Zinnsoldaten. Vor 130 Jahren hat ein armer Schuster sie für sein krankes Kind erfunden. Die Butzenscheiben des alten Nürnberger Hauses, wo die Engel heute im Manufakturbetrieb gefertigt werden, sind aufgegangen und draußen liegt das einzige vom Bombenhagel verschont gebliebene Stück Nürnberg mit Giebeln und Türmen wie aus der Spielzeugkiste FOTO: UP

MIT DEM HAUS IN DER HAND besucht Mr. Castle täglich seine Kundschaft in London (Bild links). Er reist in Wohnhäusern, und und die Überraschung ist jedesmal groß, wenn er seinen Musterkoffer öffnet (Bild rechts). Aber so kann er anschaulich und billig die großen Vorteile der von ihm vertretenen "Haus-Marke" vorführen. FOTO: Seeger

MEHR RESPEKT ALS NEUHAUS hatten die Wüstenkönige vor Wilson Kohlbrecher. Zugunsten der Osnabrücker Marktplatzlotterie leerte er gemächlich eine Flasche Wein im Löwenkäfig. Zugleich gewöhnte er sich an vergitterte Türen, die den Zwei-Zentner-Mann erwarten, weil er in Berlin einen friedlichen Bürger ko.-schlug FOTO: Höweler

Im Stall des Giuseppe Sterni *hochoben im Abruzzen-Bergdorf Rovisondoli wird jedes Jahr das Wunder von Bethlehem neue Wirklichkeit. Die Hirten und Bauern spielen das Spiel der Heiligen Nacht. Im Knien der Hirten und im Beten der Engel werden die Menschen verwandelt und — fromm*

Abruzzen-Weihnacht

Mit einem Christ-Geburts-Spiel feiern die Hirten von Rovisondoli alljährlich das Weihnachtsfest

Beppo ist sonst Autoschlosser, *aber der Königsmantel und die Krone verwandeln ihn. Wie eine Monstranz trägt er den Schrein mit Gold vor sich her. Die Kupferkessel der Frauen blinken, und den Bauern in ihren Rüstungen schwillt vor Stolz die Brust: Sie sind Soldaten des römischen Kaisers Augustus*

Im Morgenland *- und auch in Italien - ist's sonst wärmer. Frierend hocken die drei Weisen mit ihrem Gefolge im Schneetreiben und warten auf ihren Auftritt zum Gang nach der Krippe. Es ist alte Tradition aus dem 18. Jahrhundert, wie die Gruppen geführt und zu lebenden Bildern gestellt werden*

„Da kommen sie!" *Alle warten auf die Auftrittsprozession der Spieler. In Schafspelze gemummt sind die Bauern durch den hohen Schnee gestapft, um ihr Spiel zu sehen. Als sie jung waren, haben sie selbst mitgespielt, und ihr kleiner Niccolo soll auch einmal einen prächtigen König spielen*